

L

Bilder aus dem Leben der Mittenerberger Studenten

Ein Vortrag

von

D. Dr. Theodor Motschke

Pfarrer in Pratau



1925 . u.

Druck von Adolf Tieft, Mittenerberg

Unser Wittenberg steht unter dem Zeichen des Aufstiegs. Jeder Blick bezeugt es. Neues Leben im Innern der Stadt, neues Leben in den Vororten, sonderlich in den westlichen. Die Industrie hat sich mächtig entwickelt. Wittenberger Erzeugnisse gehen bis in ferne Erdteile. Wir können nicht absehen, welche Entfaltung die günstige Lage der Stadt im Herzen des Vaterlandes, am breiten schiffbaren Elbstrom, in der Nähe reicher Kohlengruben, noch bringen kann. Und doch! Die Größe Wittenbergs liegt nicht vor uns, sondern hinter uns, nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit. Nie kann Wittenberg wieder werden, was es einst war, was es war in jenen Tagen, da sein Name mit dem religiösen Sehnen und Hoffen und Verlangen sich vermählte, da hier ein neuer Glaube geboren wurde, oder vielmehr der alte biblische wieder entdeckt wurde und seine Zauberkraft ausübte auf Herz und Gewissen, da unser ganzes Volk, nein, die Völker allzumal nach Wittenberg schauten, auf Wittenberg lauschten, da Wittenberg der Inbegriff eines neuen Glaubens, einer neuen Weltanschauung, eines neuen Lebensideals wurde. Ein Wittenberger Professor war es, der das Große vollbracht, der die mittelalterliche Welt zerschlagen und die Menschheit zu den Vätern neuen Lebens geführt, ein Professor, der Wittenberg den größten Städten der Weltgeschichte an die Seite gestellt, den Namen dieser Stadt hell glänzend in die Sterne geschrieben hat, ein Gesegneter unseres Volkes, ein Gesegneter der Menschheit! Und doch, was wäre er gewesen ohne seine Studenten, die sein Wort hinaustrugen in alle Welt? Ob je eine Universität so wahrheitsdurstige, so begeisterte Schüler gehabt hat? je eine Hochschule ihre Studenten so fest und eng an sich gebunden hat als Wittenberg, die Leucoris, die Leucorea? Wenn die Studenten hier ihr Studium vollendet hatten, wenn sie heimzogen, zwei Meilen bis Coswig, Remberg, Zahna noch begleitet von ihrer Landsmannschaft, ihren Studienfreunden aus der heimatlichen Gegend, dann wandten sie sich, ehe die Türme der Stadt am Horizonte versanken, noch einmal rückwärts, und ihr letzter Scheidegruß war ein Gelübde:

» Munera, dum vivo, tua, Leucoris alma, tenebo,
Quaque decet memori mente fideque colam.«

„Nimmer vergeß ich der Gaben, die Leucoris mir hat gegeben,
Noch in der Todesstund, Wittenberg, dein ich gedenk.“

Und das Gelübde wurde zur Fürbitte:

» O deus, Albiacam rege, flecte doceque Sareptam
Ut sint qui discant, quique docere queant.«

„Schütz und regier, o Vater, am Elbestrand unser Sarepta,
Segne die Studenten daselbst, segne die Lehrer zumal.“

Wittenberger Student! das war ein Ehrentitel. Als Wittenberger Studenten disputierten sie dahelm mit den Vertretern der alten Kirche, als Wittenberger Studenten lehrten sie die Jugend, predigten sie dem Volke, ließen sie ihre Flugschriften ausgehen. Der aus Wittenberg heimkehrende Student war bald eine typische Erscheinung in allen Gauen unseres Vaterlandes, dazu in Oesterreich, Ungarn, Polen, den Ostseeprovinzen, in Dänemark und Schweden, überhaupt soweit freies Lehren und Verkünden möglich war. Und wie haben sie die Erinnerung an diese Stadt gepflegt! Das liebe Wittenberg, das gute Wittenberg nannten sie sie. Nie ohne Rührung habe ich den Nachlaß Wittenberger Studenten durchblättern können und die Sorgfalt beachtet, mit der sie die kleinen Erinnerungen an die Leucorea gesammelt. Jeder Student, der von hier ging, erhielt von seinen Freunden Propemptika, Geleitgedichte. Ein Folioblatt, das oben in einem Holzschnitt die Ansicht Wittenbergs bot, darunter lateinische und griechische Gedichte, die dem Abschiedsweh Ausdruck gaben, auch Glückwünsche für die Reise und das fernere Leben brachten. Da haben sie diese Propemptika sorgfältig gesammelt, die eigenen und die der Freunde. Nicht selten wurde noch das Grabdenkmal des Wittenberger Studenten zum Zeugnis seiner Treue. Da verkündete die Inschrift seines Leichensteines „Wittebergae discipulus Lutheri, discipulus Philippi“.

Doch vom Wittenberger Studenten hier in der Musenstadt wollen wir sprechen. Eine große Schar, nein fast schon ein Heer von 1500—2000 und noch darüber zu Zeiten,

bunt zusammengewürfelt aus so vielen Völkern, Sprachen und Zungen, neben den Söhnen unseres Volkes aus allen Gauen der Tscheche, der Ungar, der Pole, der Däne und Schwede, etwas seltener der Franzose, Engländer und Italiener, unter den Söhnen Aufoniens Giordano Bruno, der Naturphilosoph, dem in Rom der Scheiterhaufen zur Ranzel wurde. Und doch kein Sprachengewirr, denn die eine Sprache der Gelehrten, das Lateinische, sprachen sie alle. Es war die Sprache der Vorlesungen, es war die Sprache ihres Verkehrs untereinander. Im Jahre 1535 ging von hier nach Nürnberg ein junger hochbegabter Pole, einer der geistreichsten Söhne des Ostens, namhaft als Theologe, Jurist und Staatsmann. Nach dreijährigem Studium vertauschte er die Elbstadt mit der großen Handelsmetropole des Südens. Und der Grund seines Weiterzuges? Melanchthon, der ihm den Empfehlungsbrief geschrieben, verrät ihn uns. Tricius wollte endlich deutsch lernen. Hier in Wittenberg hatte er keine rechte Gelegenheit dazu. Leicht begreiflich. In der kleinen Stadt, Wittenberg war ja damals kaum so groß wie heut Remberg, zählte höchstens 400 Familien, herrschte der Student und seine Sprache, das Lateinische, zu stark vor. Fast rätselhaft will es uns dünken, wie die große Studentenschar überhaupt in der Stadt hat Unterkommen finden können. Wenn auch manche in den benachbarten Dörfern wohnten, müssen sie doch eng zusammen gehaust haben wie Soldaten bei Masseneinquartierungen. Da Wohnungen schwer zu bekommen waren, setzte eine Preistreiberei ein, der wieder eine Verordnung begegnete, die Höchstpreise festsetzte. Wehe, wer sie übertrat! Er fiel strenger Bestrafung anheim. Also Sie sehen, schon damals ein Mieterschutz.

Wo so viel Jugend aus allen Ländern zusammenströmte, da trat natürlich jugendlicher Uebermut und Leichtsin, jugendliche Ausgelassenheit und Unbändigkeit, ja Noheit mannigfach zutage. Wir wissen von manchen bösen Ausschreitungen, von mancher roher Gewalttat, auch von Mord und Totschlag. Zehn Jahre nach Gründung der Universität, Luther war auf seiner Romreise, mußte ein

Student wegen Ungehorsams aus Wittenberg verwiesen werden. Heimlich lehrte er zurück, überfiel den Rektor eines späten Abends, da er von einem Gastmahl heimging, und schlug ihm mit einer Kreuzhaxe den Schädel ein. Nach acht Tagen erlag er seiner furchtbaren Verwundung. Der Mörder wurde ergriffen und zum Tode verurteilt. Seine Landsleute und andere Studenten suchten ihn den Händen der Justiz zu entreißen. Aber war der Kurfürst und die Stadt gewarnt oder ahnten sie es, sie waren auf der Hut. Die Wachen wurden verstärkt. Aus dem festen Kerker konnten die Studenten den Verbrecher nicht herausholen, so beschloßen sie, ihn vor der öffentlichen Hinrichtung auf dem Wege zum Schafott oder beim Schafott zu befreien. Allein der Kurfürst ließ etliche Schwadronen Reiter einrücken. Sie geleiteten den Mörder zur Richtstätte auf dem Markt. Hier an der Brücke über den Bach, gegenüber der Apotheke, also vor Eckschwädt, war das Schafott errichtet. Zu beiden Seiten ritten die Reiter auf, auch die Bürger waren mit ihren Waffen herbeigeeilt und nahmen auf dem Markte Stellung. Da verging den Studenten der Mut zu einem Angriff. Nach der Hinrichtung geleiteten die Reiter den Scharfrichter ins Schloß, um ihn vor der Rache der Studenten zu schützen. „Da waren die Studenten die Betrogenen,“ sagt der alte Bericht. Luther und Melanchthon haben unter dem wilden, zügellosen Geiste gelitten, deshalb gelegentlich auch gedroht, die Stadt ihres Ruhms zu verlassen. Durch Gesetze und Verordnungen suchte man dem Uebel zu steuern, die Zuchtlosigkeit zu hemmen, zur Ehrbarkeit zu erziehen, allem Mutwillen zu wehren. Röcke, die nicht bis zu den Knien herabreichten, waren verboten, überhaupt alle auffallenden und anstößigen Kleider. „Diemeil Pluderhosen eine unflätige und schändliche Tracht sind, welche viel kostet, doch übel stehet,“ sagt eine Verordnung, „soll der Schneider, der sie gemacht, dem Räte zehn Gulden, und der Student, der sie trägt, zehn Gulden dem Rektor zur Strafe geben oder auf drei Jahre von der Universität verwiesen werden.“ Vor allem hörte natürlich das Schuldenmachen nie auf. Verboten war das leichtfertige Schulden-

machen, nächtliches Schmausen und Bechen, Lärmen und Schreien auf den Gassen, Tumulte und Aufläufe. Um 9 Uhr sollte jedes Gelage ein Ende nehmen, man sittig und ehrbar nach Hause gehen. Verboten war jegliches Waffentragen, das Herausfordern zum Zweikampf. Verboten war das Tragen von Masken und jeglicher Faschingsunfug. Ach, verboten war vieles, und immer wieder las der Studio am schwarzen Brette und an der Tür der Pfarrkirche wohlgemeinte Verordnungen und väterliche Ermahnungen, er las sie und fragte doch nicht nach ihnen. Denn mit ihrer Durchführung haperte es gar sehr, trotz der beiden Carcer im Fridericianum und Augusteum. Immer wieder kam es zu Ausschreitungen, zu Zusammenstößen mit der Jugend der Stadt, den Angehörigen des Fischergewerbes, den Gesellen, später auch mit dem Militär, zu trotzigem Auflehnen und Frechheiten gegen die Professoren; auch meine weiteren Ausführungen werden manches davon berichten. Ein Wittenberger Rektor vergleicht sein Rektorat mit der Arbeit des Herkules. Leichter sei es gewesen, den nemeischen Deu zu bezwingen, als die Klagen über die Studenten entgegenzunehmen, beizulegen und zu schlichten. „Ist der Bote mit Geld zu einem Studenten gekommen,“ schreibt er, „so stürzt alles zum Rektor, der Kaufmann, der Schneider, der Schuster, der Weinhändler, der Schankwirt, auch der Pratauer, als ob es von der Sorte nicht schon in der Stadt genug gäbe, der Geldleiher und Bucherer, die Blumenhändlerin, der Zimmervermieter. Jeder will befriedigt und bezahlt sein, auch der Buchhändler, dessen Rechnungen doch stets die kleinsten sind.“ Muß ich noch bitten, sich deshalb kein einseitiges Urteil bilden zu wollen. Daß der Wittenberger Student treu und redlich gearbeitet, bedarf keines Beweises. Daß er nicht zügelloser war als der Leipziger, Jenaer, Heidelberger, Tübinger bedarf auch keiner Ausführung. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Deshalb hat es in Wittenberg Studentenkämpfe in größerem Stil, in denen sich die ganze Studentenschaft gegen die Universität auflehnte, mit Abwanderung, mit Verlegung der Universität drohte, auch nie gegeben. Aber ich glaube, Sie sind nicht hierher

gekommen, um sich das Bild eines Wittenberger Musterstudenten zeichnen zu lassen.

Weltbekannt ist der Wittenberger Student geworden durch seine Teilnahme an der kühnen Tat des Reformators vom 10. Dezember 1520. Eine Bekanntmachung an der Tür der Pfarrkirche rief die Studentenschaft vor das Elstertor. „Um neun Uhr sollen nach altem apostolischen Brauch bei der Kreuzkapelle außerhalb der Stadtmauer die gottlosen Bücher des päpstlichen Rechts verbrannt werden.“ So zogen sie zu Hunderten hinaus vor das Elstertor. Ein Magister schichtete Holz übereinander und zündete es an. Darauf warf er in die Flammen vier große Folianten des kanonischen Rechts. Während das Feuer die Bücher verzehrte, trat Luther an den kleinen Scheiterhaufen und warf mit einigen Worten noch ein gedrucktes Exemplar der Bannbulle hinein. Schnell verzehrten es die Flammen. Dann ging der Reformator mit den andern Professoren zur Stadt zurück. Aber die Studenten blieben beim Feuer, ließen es lustig weiter brennen und stimmten ein Tedeum an, darauf Leichengesänge. Nach dem Mittagessen nahmen sie sich einen großen Ackerwagen, verkleidet und maskiert schlangen sich einige von ihnen darauf. Der eine hielt eine Stange, an der eine Bulle befestigt war und lustig flatterte. Sie war angeblich für zwanzig Goldgulden in dem käuflichen Rom, da für Geld alles zu haben war, gekauft worden. Andere auf dem Wagen trugen Tafeln oder Schilde mit Spottversen gegen den Papst, die römischen Kurtisane und die Bettelmönche. Vorn saßen vier Studenten, die Klagelieder sangen, hinten stand wieder ein Trompeter, der mächtige Töne empor schmetterte. So fuhren sie durch die Stadt, Straße für Straße. Die Bewohner stürzten an die Fenster oder auf die Straße, von ihnen erbaten die Studenten alle Bücher der Gegner Luthers. Dann ging's im großen Zuge, dem jetzt sich die halbe Stadt, Männer und Frauen und Kinder, angeschlossen hatten, wieder zum Elstertore. Von neuem wurde das Feuer angefaßt. Von Zeit zu Zeit flogen Bücher von Eck, Emser, Murner in die Flammen, und jedesmal

erhob sich ein triumphierendes Geschrei. Von seinem erhöhten Wagensitze aus hielt der Wagenlenker eine Ansprache, in der er die Bannbulle verspottete, auch aus einer Schrift des Leipziger Gegner Luthers, Ochsenfart, Stellen vorlas, die mit schallendem Gelächter beantwortet wurden. Wieder sang man auch das große Loblied der Christenheit, dazu „Ach, du armer Judas“. Nachdem so die Studenten unter Zuschauen fast der ganzen Stadt ihren Hohn und Spott an den Gegnern ihres geliebten Lehrers ausgelassen, wurden sie endlich des Treibens müde und gingen nach Hause. Aber sie hatten Lust an solchem Spiel gewonnen. Zwei Monate später, in der Faschingszeit, veranstalteten sie einen großen Mummenschanz. Einer verkleidete sich als Papst, andere als Kardinäle, Bischöfe und Kurtisane. Auf einem Wagen wurde diese ganze hohe Klerisei im Triumph von der Studentenschaft durch die Collegienstraße geführt. Auf dem Markte am Bach gab man ihr Gelegenheit zu entschlüpfen, darauf wurde sie durch die ganze Stadt gejagt, verfolgt und endlich wieder gehascht. Um dies seine schöne Spiel, wie es ein Zeitgenosse genannt hat, festzuhalten, schilderte es ein Student in lateinischen Versen. Wir sehen aus allem, wie fest die Wittenberger Studentenschaft zu ihrem großen Lehrer stand. Seine Tat war ihre Tat, seine Entscheidung ihre Entscheidung. Sie gab Luthers Tat nachträglich durch ihren Umzug und ihr neues Autodafé noch einen theatralischen Aufpuß, daß sie nachhaltiger wirkte, den einfachen Mann tiefer packte. In vertrauten Kreisen hatte es oft geheißsen: „Der Papst der Antichrist“. Hier hatte es die ganze Studentenschaft in der weitesten Öffentlichkeit bezeugt.

Doch hiermit habe ich hinweggegriffen über die Studentenunruhen im Sommer des Jahres 1520. Zwischen einzelnen studentischen Verbindungen, den Landsmannschaften, war es schon verschiedentlich zu heftigen Zusammenstößen gekommen, auch zu Kämpfen zwischen Bürgern und Studenten, die jenen um ein Drei- bis Vierfaches der Zahl nach überlegen waren. Aber im Sommer 1520, in den Tagen, da Luther an seiner Reformationsschrift „An

den christlichen Adel deutscher Nation" arbeitete, erschienen diese Zusammenstöße besonders bedrohlich. Verschiedene Vorkommnisse hatten ein allgemeines Waffenverbot wieder einmal zur Folge gehabt. Die recht zahlreichen Schüler oder Malergejellen Lucas Kranachs lehnten sich nicht daran. Dies erregte bei den Studenten große Erbitterung. Sie beschwerten sich bei dem Stadtrichter, wurden aber von diesem, der sich schon durch etliche angebliche Uebergriffe bei ihnen mißliebig gemacht hatte, abgewiesen. Da wurde der Unwille zu lodender Empörung. Einem Stadtknechte wurde mit einer Bleifugel ein Loch in den Kopf geschlagen! Und als andere Wächter nun gegen einzelne Studenten vorgingen, rottete sich die Studentenschaft zusammen und drang in die Häuser der Stadtknechte ein, um Vergeltung zu üben, fand aber keinen der Gesuchten. Dann strömte sie nach dem Kirchhof bei dem Franziskanerkloster und verschwor sich hier, fest zusammenzustehen und die Annahmestellung der Kranachschüler nicht zu dulden. Sie zog vor das Schloß und demonstrierte hier vier Stunden, suchte auch in die Bastei einzudringen. Schon hieß es auch, sie würde an zwanzig Stellen der Stadt Feuer anlegen, um das Zusammentreten der Bürgerschaft zu hindern. Der Schoffer traf alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln, ließ schnell aus den Vorstädten, auch aus Pratau, Mannschaft aufs Schloß kommen und alle Wachen verstärken. Da kam es zu keiner Gewalttat. Luther bekannte nachher, daß das Treiben der Studenten über einige dumme Streiche nicht hinausgegangen sei. Für den Augenblick aber geriet er in mächtige Aufwallung. Zwei Tage nach dem Studentenauflauf predigte er in der Stadtkirche stark und mächtig gegen Tumult und Aufruhr und erinnerte die Obrigkeit an ihre Pflicht, aller Unruhe zu wehren. Dabei stieß er bei den Studenten böß an, auch mancher der Professoren war mit seiner Predigt nicht einverstanden. Ein eben aus Leipzig herübergekommener Student vermaß sich gar: „Wird der Mönch solcher Predigten mehr tun, so nehme ich einen Stein und schlage ihn in der Kirche auf den Kopf oder auf die Platte“. „Der Satan, der draußen

uns nicht schaden kann, hat diesen Aufruhr erfunden, um uns im Innern zu schaden“, klagte Luther.

Es war am 2. Juni 1555 kurz nach dem Pfingstfest in später Abendstunde. Noch war Melanchthon auf und saß vor seinen Büchern. Noch sage ich, denn da er um vier, ja um 3 Uhr im Sommer aufzustehen pflegte, hat er sich natürlich früher niedergelegt, als wir es heute zu tun pflegen. Da drang von der Straße in sein Zimmer hinein wilder Ruf und Fluch, bald auch Degengeklirr. „Wieder zwei Raufbolde beieinander“, ruft er, springt auf, greift nach einem alten Degen und stürzt auf die Straße, um Frieden zu gebieten und die Streitenden auseinander zu bringen. Was war hier geschehen? Zwei Sachsen waren mit einem Polen zusammengestoßen, hatten ihn einen polnischen Dieb genannt, und schon waren auch die Degen aus den Scheiden gefahren. Melanchthon wirft sich zwischen die Schlagenden. Die Sachsen fliehen, um weiter keine Unannehmlichkeiten zu haben, aber der Pole, erst vor zwei Tagen zur Leucorea gekommen, kennt Magister Philipp nicht und bringt nun unter Fluchen auf ihn ein. Mit Mühe erwehrt sich dieser des wütenden Mannes. Mehr gewohnt mit der Feder zu streiten als mit dem Degen, vermag er kaum die Schläge zu parrieren. Der rasende Pole hätte ihn wohl niedergestochen, wenn nicht Melanchthons Hausknecht mit dem Baum, also einem Spieß, wohl der Hauswehr, seinem Herrn nachgesprungen wäre, den Spieß dazwischen geworfen und mit ihm die Schläge aufgefangen hätte. Endlich springen etliche beherzte Männer hinzu und reißen den Polen zurück, der sich nun in das Lutherhaus flüchtet, wo der Posener Graf Stanislaus Gorka wohnte, der angesehenste und reichste Student Wittenbergs, dazu im vergangenen Semester Ehrenrektor der Universität. Das war damals Sitte oder vielmehr Unsitte, daß Studenten aus fürstlichen oder gräflichen Häusern zu Rektoren gewählt wurden um der Verehrungen und der Festlichkeiten willen, mit denen sie diese Ehrung zu quittieren hatten. Ein Vizerektor besorgte natürlich in solchem Falle die Rektoratsgeschäfte. Die Aufregung in Wittenberg war un-

geheuer. Philippus, nach Luthers Tode die höchste Zierde der Universität, am Leben bedroht! Als man am anderen Tage den Polen griff, drohten die erbitterten Studenten und Bürger, ihn zu zerreißen. Selbst Knaben und Mädchen wollten sich auf ihn stürzen. Graf Gorla bat für ihn, seinen Landsmann, seinen Diener. Auch Melanchthon legte Fürsprache für ihn ein, so wurde er von Seiten der Universität nur relegiert und aus der Stadt verwiesen. Aber als ihn der Büttel zum Elstertor führte, drängte eine aufgeregte Menge nach und warf mit Steinen nach dem Polen, daß er eiligst in das Hölzchen flüchtete, in das nahe Wäldchen, in die Specke. Es ist der heutige neue Gottesacker. Graf Gorla empfand als Pole den Vorfall so unangenehm, daß auch er bald darauf Wittenberg verließ. Mit ihm schwand eine bedeutsame Erscheinung aus den Mauern Wittenbergs. Nach leichtsinniger Sarmatenart hatte er mit vollen Händen Geld ausgestreut und durch seine Freigebigkeit sich Freunde gemacht. Wittenbergs bekannter Tonkünstler Fink, ein namhafter Kontrapunktiker, hat ihm sein Werk über die Musik gewidmet. Wenn Gorla auf seinem feurigen türkischen Rosse durch die Straßen der Stadt sprengte, seine zahlreiche Dienerschaft, seine Landsleute, als Kavallade hinter ihm, wenn er des Sonntags den kurzen Weg zur Kirche ritt, so sahen ihm alle Augen nach. Der Glanz und die Pracht seines Auftretens hatte immer wieder Staunen wachgerufen.

Als acht Jahre später die jungen Pommerherzöge aus Stettin nach Wittenberg kamen, empfanden sie es schmerzlich, daß Gorlas Name ihnen noch überall begegnete und sie nicht im entferntesten mit ihm wetten konnten. Immer wieder schrieben sie flehentlich nach Stettin: „Schickt Geld, schickt Geld. Wir stehen dem Posener Grafen soviel nach.“ Was wäre damals nicht in Verse gebracht? Natürlich auch der Angriff des wildgewordenen Polen Ruszyci auf Melanchthon. Ich würde sie Ihnen vortragen, wenn sie nicht lateinisch wären. In seiner Heimat hat Graf Gorla sich immer als Wittenberger Student und Ehrenrektor gefühlt. Die Schwenkung des polnischen Adels von Wittenberg nach Zürich und Genf machte er nicht mit. Den

Lutheranern blieb er ein fester Schutz und starker Schirm. Besonders Polens Evangelische verdanken ihm unendlich viel. Sein Schloß in der Wasserstraße wurde ihr Gotteshaus. Freilich in dem großen Kampfe nach Bathoris Tode unterlag er, der Student und Rektor von Wittenberg, dem Studenten und Rektor von Padua, Johann Zamolski. Ein Teil der großen Tragödie des Protestantismus in Polen.

Neun Monate später war ein starkes Erzählen, Reden und Raunen unter den Studenten. Die einen lachten und spotteten, die anderen schüttelten den Kopf und wußten nicht, was sie denken sollten. Ein sonderlicher Schwärmer war zur Leucorea gekommen, ein Masovier, dessen Wiege gestanden hatte unsern Ossowiek, der Festung südlich von Byd, die im Weltkrieg den Siegesmarsch unserer Truppen so lange aufgehalten hat, auch als ihre Werke durch unsere Mörser längst zusammengeschossen waren. Gonesius hieß er. In Padua hatte er studiert, dazu die Wiedertäufer in Mähren aufgesucht. In Italien war er an der Trinitätslehre irre geworden, bei den Täufern an der Ethik, wie sie gelehrt wurde, an der christlichen Gesellschaft, dem Staate. Hatte der Herr nicht gesprochen: „Ich aber sage euch, daß ihr dem Uebel nicht widerstehen sollt.“ War es also recht, einem Gegner oder Feind zu widerstehen? War durch das Herrenwort nicht selbst jede Notwehr ausgeschlossen? Durfte ein Christ Kriegsdienste nehmen, ein Schwert tragen, als Beamter dem Staate dienen, der doch auf Macht beruht und Zwang ausübt? Gedanken, die durch Tolstoi ein Publikum gefunden haben und modern erscheinen, bewegten ihn. Das Schwert, das er früher als Edelmann getragen, hatte er abgelegt, um nicht in Versuchung zu kommen, es etwa gegen Belagerer, Räuber und Mörder zu gebrauchen. So trug er nur noch einen Stab im Wehrgehäng an seiner Seite. Seine Erscheinung erregte großes Aufsehen unter den Studenten. Ein Landsmann Thretius führte ihn in den Kreis jüngerer Magister ein. Da gab es großes Debattieren. Melanchthon, zu dem er wollte, schenkte ihm Gehör, als er ihm aber seine Gedanken nicht ausreden konnte, ließ er ihn sofort aus der Stadt weisen. Schroff lehnte er die öffent-

liche Disputation ab, die Gonesius verlangte. Schon zu viel sprachen die Studenten von dem Schwärmer. Sollte eine neue Streitfrage die Gemüter verwirren und Unfrieden schaffen?

Vier Monate später im Juni 1556 kam ein anderer fremdländischer Gast nach Wittenberg, ein Abenteurer, den die Romantik umwob. Er rühmte sich, von den alten griechischen Kaisern abzustammen. Vater und Brüder hätten ihm die Türken hingemordet, er selbst verdanke sein Leben einem treuen Diener, der ihn den Schwertern der Ungläubigen entrissen habe.

War es Wahrheit, war es Dichtung? Ich weiß es nicht. Aber Griechisch sprach er als Muttersprache. Im Heere Kaiser Karls V. war er zuerst aufgetaucht, hatte tapfer gegen die Franzosen gekämpft und war vom Kaiser zum Ritter und Pfalzgrafen geschlagen worden. Durch den Grafen Volrad von Mansfeld, dem er das Leben gerettet, war er nach Deutschland gekommen, und wie hätte er hier an der Leucorea vorüberziehen können? Die Universität nahm ihn ehrenvoll auf, besonders Melanthon war es eine Freude, im geliebten Griechisch mit ihm Rede und Gegeßrede austauschen zu können. Da Jakob Geraklid Basilikus, so hieß der griechische Ritter, als Pfalzgraf das Recht besaß, den Lorbeer des Dichters zu verleihen, so beschloß er die Leucorea zur Stätte einer besonderen Feier zu machen. Etwas alltägliches waren Dichterkrönungen in Wittenberg nicht, so viel man hier auch dichtete. Nebenbei gesagt, die Wittenberger lateinische Dichtung ist fast unübersehbar, kein Student, der sich nicht in lateinischen, seltener in griechischen Versen versucht hätte. Das Bildungsprinzip war ja noch ein rein formales. Die Materialien wurden ganz vernachlässigt. In der Mathematik wurde z. B. an der Universität die Bruchrechnung gelehrt. Während hier ein Student kaum das Wissen eines Quintaners oder Quartaners hatte, wollte er mit den Rhetoren Athens ringen um die Palme der Beredsamkeit, mit Virgil und Horaz um den Lorbeer des Dichters. Noch war dieser nichts gewöhnliches und bedeutete eine hohe Auszeichnung. Erst fünfzig Jahre später konnte man ihn

kaufen wie in unserer Zeit den amerikanischen Dokortitel. Nun wußte Melanchthon zwei junge besonders tüchtige Latinisten, die zur lateinischen Renaissancepoesie schon manches beigesteuert hatten. Er nannte sie Heraclid, Zacharias Prätorius aus Mansfeld und Franz Raphael aus Heßstädt. In der Aula der Hochschule trugen sie in feierlicher Versammlung einige ihrer Carmina vor, dann erhob sich Heraclid und drückte den Niederknieenden den Lorbeer ins Haar, worauf die gekrönten mit einer neuen Dichtung zum Preis und zur Verherrlichung des Ritters aus dem kaiserlichen Geschlecht antworteten. Ich will auf die beiden Dichter nicht weiter eingehen, nur kurz bemerken, daß wir dem einen eine Uebersetzung sämtlicher Lieder Luthers in lateinische Verse verdanken. Aber ein kurzes Wort noch über Heraclid. Bald lenkte er von Wittenberg seine Schritte weiter. Melanchthon gab ihm Empfehlungsbriefe mit. Er ging nach Kopenhagen, versuchte dann in Königsberg eine Rolle zu spielen, dann in Wilna, in Krakau. Hier trat er mit dem Reformator Lasli in Verbindung und mit Hilfe von dessen Neffen Albert Lasli und anderer kleinpolnischer Edelleute vertrieb er den Hospodar der Moldau und warf sich zum Herrn des Landes auf. Mit großer Spannung verfolgte man hier in Professorentreisen seine Erfolge und lauschte jeder Kunde aus dem Osten, zumal als man hörte, daß Heraclid dort im Lande der Barbarei Schulen errichtete, ja das Volk der evangelischen Kirche zuführen wolle, evangelische Katechismen verbreite, evangelische Pastoren zur Missionierung zu gewinnen suche. Und dann kam ein Schreiben des neuen Hospodar, darin er die Wittenberger bat: „Kommt und helft mir, daß das Evangelium und die Kultur im Lande eine Stätte gewinne“, da sonderlich er Melanchthons Schwiegersohn Peucer ersuchte, zu ihm zu kommen und wenigstens etliche Jahre seine neugegründete Schule in der Nähe von Sassy zu leiten. Aber Peucer spürte keine Lust. „Was soll ich bei den Hyperböräern?“ Aber ein Wittenberger Magister rüstete sich zum Zuge nach dem fernen Osten. Justus Jonas der Jüngere, der Sohn des Lieblingsfreundes unseres Luther. Etliche Monate dauerten

die Vorbereitungen für seine Reise. Und als er endlich aufbrechen wollte, da kam die Kunde, die Rumänen hätten sich wider Heraclid, aufgestachelt von einem türkischen Pascha, erhoben, ihn ermordet, ihm das Haupt abgeschlagen und dies mit Beteuerungen ihrer Ergebenheit nach Konstantinopel gesandt, auch schrecklich gewüthet gegen die evangelischen Lehrer und Pastoren, die Heraclid ins Land gezogen. Mit Wehmut gedachte man hier des ritterlichen Mannes, mit Schmerz der zusammengebrochenen Hoffnung auf Evangelisierung der Moldau. Die Theilnahme, die man für den ehemaligen Gast der Leucorea hatte, bekunden noch heut die Worte, die der damalige Universitätsrektor ihm in den Universitätsannalen gewidmet hat.

In demselben Jahre, da der griechische Ritter, der einst hier der Leucorea einen Tag festlichen Glanzes geschenkt und zwei jungen Studenten das höchste gewährt, das sie mit ihrer Muse begehrt, im Barbarenlande verblutete, beschloß der Pommerherzog Johann Friedrich seine jüngeren Brüder Ernst Ludwig und Barnim hierher zum Studium nach Wittenberg zu senden. Wo sollten sie mit ihrem Gefolge, daß aus sechzehn Personen bestand, wohnen? Martin Luther, der älteste Sohn des Reformators, erbot sich, sie im Lutherhause aufzunehmen. Er vermietete ja die Zimmer seines großen Hauses an Studenten und nährte sich davon. Zwei große Stuben und zwei Kammern stellte er zur Verfügung oben von den Räumen, in denen jetzt die Sammlungen untergebracht sind, dazu unten eine Küche, also doch wohl einen der Räume, in denen jetzt die Klassen der Lutherschule sind. Aber Stuben und Kammern waren in bösem Zustande. Sechzehn Jahre waren seit dem Tode des Reformators dahingegangen. Die Erben waren verarmt und hatten an das Haus nichts wenden können. Die oft wechselnden Studenten hatten es furchtbar eingewohnt. Die Fenster waren zerbrochen, die Ofen halb eingestürzt, Tische, Bänke, Stühle, Schränke fehlten. Vergebens beschwor der Hofmeister der jungen Prinzen Martin Luther, er möchte als Hauswirt die Räume wohnlich einrichten lassen. Der aber war ohne jeden Pfennig Geld. So mußten auf Rech-

nung der Prinzen die Handwerker arbeiten. Die Prinzen selbst fanden, daß sie unter den Studenten die ihnen zukommende Stellung nicht einnahmen. Wie traten die jungen Barone aus Oesterreich, Böhmen und Mähren auf! Die trugen prächtige Pelze mit Atlas, die jagten auf feurigen Rossen durch die Stadt, die verpflichteten Professoren und Studenten durch Verehrungen und Geschenke. So gingen denn fortgesetzte Bitten nach Stettin, ihnen ein standesgemäßes Auftreten hier zu ermöglichen. Unbedingt mußten sie Pferde haben, schon um die Kirche besuchen zu können. Denn vom Kloster bis zum Gotteshause sei es ziemlich weit, und wenn es regnet unflätig und kotig. Auch über die Wohnung hatten sie nach ihrer Instandsetzung zu klagen. Bei den vielen Studenten, mit denen Martin Luther der Jüngere das Haus bis unter das Dach vollgestopft hatte, gab es ein stetes Kommen und Gehen, da war ein stetes Pfeifen und Singen, ein Lachen und Lärmen. Die bunte Gesellschaft, die in den Zimmern über den Prinzen wohnte, nahm keine Rücksicht, lief durch das Haus, stürmte mit Gepolter die Treppe hinauf und hinunter, wollte auch nicht dulden, daß der prinzliche Hofmeister, als guter Erzieher, Abends die Türe des Hauses verschloß. Was fragten sie danach, wenn der Hofmeister sie anschrie: „Meine Herren sind Prinzen, sie zahlen eine stattliche Miete und wollen solch Treiben nicht dulden. Das Haus in dem Fürsten wohnen, ist keine gewöhnliche Studentenherberge.“ Schon nach einem halben Jahre wurde der ältere Prinz Ehrendoktor der Universität. In der Schloßkirche, wohin er in feierlichem Zuge hoch zu Ross sich begeben, fand seine Amtseinführung statt. Die lateinische Rede, die er hielt, hatte ihm ein Professor ausgearbeitet. Nachher vereinigte Professoren und Ratsherren ein großes Mahl, das der Prinz der Universität und der Stadt gab. An sieben großen, langen Tischen speiste man. Viele Tonnen von Butter, von Speck und Schinken, von Wildpret und Fischen waren dazu aus Stettin geschickt worden. Schon war in Pommern die Reformation eingeführt, die Prinzen konnten da kein Neuland pflügen, und doch haben auch sie als Wittenberger

Studenten der Reformation gebient. Ihrer Tante, die den polnischen Grafen Stanislaus Latalski geheiratet, sandten sie aus Wittenberg einen Hosprediger. Daß im Westpreußischen und im Posenschen in den Städten Schlochau, Labischin, Patosch, Schocken früh die Reformation Boden gewann, ist ihnen mit zu danken. Noch will ich bemerken, daß die Unsitte, vornehme reiche Studenten, die dafür sich erkenntlich zeigen, der Universität ein Fest geben mußten, zu Ehrendoktoren zu machen, auch an anderen Hochschulen herrschte. In Wittenberg schwand sie allmählich, freilich schickte der Hochadel bald auch seine Söhne nicht mehr zur Leucorea, überhaupt nicht auf Universitäten. Im siebzehnten Jahrhundert finden wir unter den Ehrendoktoren den ungarischen Palatin Emmerich Thurzo, die feste Säule des Protestantismus in der Stephanskirche in schwerer Zeit, und einen Sohn Gustav Adolfs, des Löwen aus Mitternacht. Der Siegesfeier am Jahrestage der Schlacht bei Breitenfeld hat er präsidirt.

Ein anderes Bild. Im Jahre 1574 waren die Anhänger der Schweizer, die Anhänger der calvinistischen Abendmahlslehre aus Wittenberg verjagt, war in der Stadtkirche und an der Universität das reine Luthertum wieder hergestellt worden. Aber das gewalttätige Eingreifen des Kurfürsten hatte gerade unter den Studenten viel böses Blut gemacht. Da fand man am 5. Januar 1575 an der Stadt- und Schloßkirche und einigen Privathäusern Zettel angeschlagen: „96 Studenten haben sich zusammen verschworen, dem Pfarrherrn M. Eberhardt und dem Erzverräter Bürgermeister Gregor Matthäus ihre Häuser zu stürmen. Es soll an sechs Enden Feuer aufgehen, daß die Bürger wohl sollen daheim bleiben. Am Abend der heiligen drei Könige abends um 8 Uhr wolle ein jeder auf dem Kirchplatz erscheinen und seine beste Wehre mitbringen. Ein jeder wolle sich dazu bereit halten, wenn ein Büchsen schuß geschieht.“ Gewaltige Aufregung in der Stadt, fieberhafte Tätigkeit der Behörden. Mit dem bedrohten Bürgermeister Matthäus traten der Rektor und der Hauptmann der Festung zu gemeinsamer Beratung zusammen. Sie be-

schließen, die Nachtwache zu verstärken, starke Patrouillen durch die Stadt ziehen zu lassen, sie verordneten, abends um 8 Uhr muß jedes Haus geschlossen sein, darf niemand mehr die Straßen betreten. In den Kollegs konnten die Professoren nicht warnen, denn es war Feiertag, Vorlesungen fanden nicht statt. Aber in der Kommunität, dort wo die kurfürstlichen Stipendiaten zu Mittag aßen, richtete der Rektor ernste Worte an die Studenten, mahnte zum Gehorsam, nahm das Versprechen ab, jeder Unruhe, jedem Tumult fern bleiben zu wollen. Natürlich war alles nur grober Unfug, ein schlechter Witz, der den hohen Herren Angst einjagen sollte. Hätten wirkliche Verschwörer ihre Pläne vor der Zeit verraten? Hunde, die bellen, beißen nicht. Später bestritt die Universität sehr energisch, daß Studenten Urheber des Unfugs gewesen wären. Gerade Gegner der Hochschule hätten ihn ins Werk gesetzt, um der Akademie zu schaden.

Das Stürmen zweier Häuser war hier angedroht, von einem anderen Hausstürmen will ich deshalb noch erzählen. Ich könnte darüber schreiben: „Um einen Hund“.

In der Kommunität, von der ich eben gesprochen habe, erhielten 350 ärmere Studenten auf Grund einer kurfürstlichen Stiftung Mittag- und Abendbrot gegen eine Zahlung von nur viereinhalb Groschen die Woche. An 25 Tischen aßen hier je 14 Stipendiaten, daneben auch andere, die dann freilich einen höheren Preis zu zahlen hatten. Die Verpflegung hatte ein Dekonom unter sich, der von dem Rektor und zwei Professoren kontrolliert wurde. Das Brotgetreide wurde ihm geliefert, das Schlachtvieh hatte er selbst anzukaufen und durfte es in der Probstei und in der Specke, also in dem Walde wo sich heute der Kirchhof befindet, weiden, die Schweine mit den Eichen mästeten.

Im Jahre 1577 war Dekonom Paul Fleischer. Von seinem Vorgänger Nickel Hennig hatte er die Wirtschaft übernommen, hierbei für vier Taler einen großen, prächtigen Hund mit gekauft, für den man ihm gleich darauf das Vierfache bot. Dieser Hund war die Freude der ganzen Kommunität. Beim Mittag- und Abendbrot ging er von

Tisch zu Tisch, sich seinen Tribut zu holen, und gern gab man ihm. Fortwährend erscholl der Ruf: Grumbach, Grumbach! Also „Grumbach“ hieß der Hund. Nach jenem unglücklichen fränkischen Reichsritter war er genannt, der in der Gothaer Tragödie auf dem Schafott geendet hat. Schon damals also die Sitte, Hunde nach mißliebigen Politikern zu nennen. Die Hunde, mit denen ich in meiner Jugend gespielt habe, hießen Beust und Fall. Wie überrascht war ich, als ich als Sekundaner auf einmal merkte, wer eigentlich hinter diesen Namen stand. Da, in der Marterwoche des Jahres 1577, war Grumbach mit einem Male verschwunden. Man suchte und forschte. Umsonst. Der Dekonom ließ durch den Marktmeister ihn ausrufen, aber niemand meldete ihn. Auf der Straße vor dem Augusteum war der Hund zuletzt gesehen worden. Plötzlich hieß es, der Maurer Bartel Geist auf der Neuen Gasse, ein Schwager des früheren Dekonomen, ein anrühiger, vielbestrafter Mann, habe Grumbach in sein Haus, dann auf den Boden gelockt, hier einen langen Strick über den Kehlballen geworfen, an dem einen Ende des Strickes eine Schlinge gemacht, sie dem Hunde um den Hals gelegt, angezogen, den Hund erhenkt, geschlachtet, sein Fleisch gegessen, sein Fett ausgebraten. Der Dekonom läuft zum Stadtrichter, der ihm auf seine Klage eine ausweichende Antwort gibt, dann zum Scharfrichter, der ihm verspricht, mit Einwilligung des Rates die Schinderkarre vor Geists Haus zu schieben. Am Abend macht's der Dekonom sämtlichen Tischgängern bekannt und gibt ein groß Faß Freibier. Mehrere große Kannen kommen auf jeden Tisch. Natürlich merken die Studenten, was die Spende zu bedeuten habe, weshalb sie erfolgt sei. Vom Abendbrot eilen sie weg in die Neue Gasse und schreien: „Wo wohnt der Hundeschinder?“ Geists Weib tritt ihnen entgegen. Sie verhöhnen und verspotten die Hundeschinderin, schon fliegen auch Steine wider das Haus. Doch vermag Geists Weib noch rechtzeitig die Fensterläden wie die Haustür zu schließen. Da erscheint D. Pommer, ein Professor, Sohn des ersten evangelischen Stadtpfarrers Bugenhagen, und mahnt zur Ruhe. Die Studenten hören auch auf seine

Worte und beginnen auseinanderzugehen. Da öffnet Geist ein Fenster und schreit: „Bürger herbei!“ „Handwerksleute, zur Hilfe!“ Und gegen die Studenten gewandt brüllt er: „Ihr Schelme, Bösewichte, ihr Halunken, ihr Bachanten und Bartelfresser! Kommt nur heran, ich will unter euch brennen wie unter die Hunde.“ Vergebens gebieten ihm einige Nachbarn Schweigen. Die Studenten kehren zurück, sehen auch wirklich ein Feuerrohr in seiner Hand. Schon brennt Geist es auch los. Er hat niemanden getroffen, aber nun senden die Studenten, und wer sich jetzt, angelockt durch den Lärm, hinzugesunden hat, Handwerksburschen, Gesindel, einen Hagel von Steinen gegen das Haus, schlagen auch schon die Tür und die Fenster ein und bringen in das Haus, während Geist durch die Hinterpforte flüchtet. Den Hausrat, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, werfen sie auf die Straße. Als aus der Küche einige Töpfe geflogen kommen, schreit die Menge: „Hundesett, Hundesett!“ Auch ein Beutel mit Geld soll auf die Gasse geworfen und hier mit anderen Sachen weggeschleppt sein. Vergebens riefen die Studenten: „Liegen lassen! Genommen soll dem Hundeschinder nichts werden, dazu sind wir nicht hier.“ Der herbeigeströmte Pöbel fragte nicht danach. Als endlich der Bürgermeister und einige Ratsherren, der Rektor und einige Professoren erschienen, stob alles auseinander, eine Trümmerstätte zurücklassend.

Der Kurfürst war ernstlich böz, zumal die Stadt die Gelegenheit wahrnahm, sich an der Universität zu reiben, und einen eingehenden Bericht nach Dresden sandte. Die Huldigung, die die Studenten und sonderlich die Mecklenburger Studenten vierzehn Tage später dem nach Wittenberg kommenden Herzog Hans von Mecklenburg bereiteten, deutete sie um einiger kleinen Ausschreitungen willen als neuen Tumult und erstattete wieder Bericht an den Hof, während die Universität ihr Verwundern ausdrückte, daß der Rat von den beiden harmlosen Sachen so viel Aufhebens mache. „Wir wissen, daß bei Zeiten Lutheri und hernach viel größeres Lärmen sich allhier erhoben hat, da das Schloß, Rathhaus, die Fischerei, Schöfferei und andere vornehme

Häuser mehr angelaufen und z. T. gestürmet worden. Darüber der Rat so viel Wesens nicht gemacht.“ Doch der Kurfürst befahl strenge Untersuchung. Als die Universität jetzt eine Warnung vor Tumulten an die Tür der Pfarrkirche schlagen ließ, wurde sie abgerissen, dafür ein Zettel angeklebt: „Wehe, wenn jemand mit dem Strange oder Schwert gerichtet wird, dann fließt Blut. Und wer zuerst sterben muß, ist des Kurfürsten Sohn.“ Kurfürst August schäumte auf. Von den Studenten konnte er keinen strafen, denn die Untersuchung ergab hier natürlich nichts. Darum warf er allen Groll auf den Dekonomen. Dieser war gewarnt und war geflüchtet. Ja, er hatte es verstanden, sich noch einen Paß zu besorgen. Auf seine Angabe, er müsse ausziehen, um Vieh für die Kommunität zu kaufen, hatte man ihm denselben ausgestellt. Aber er wurde nach einigen Wochen doch gefaßt und in Ketten nach Leipzig gebracht. Ueber sein weiteres Schicksal habe ich nichts ermitteln können. Der in seinem Zorn oft maßlose Kurfürst wird ihn seinen Grimm wohl haben spüren lassen.

Im 17. Jahrhundert, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, verwilderte das deutsche Leben, besonders auch auf den Universitäten. Manche alte Sitte entartete zu böser Unsitte, grober Unfug riß ein, Mißbräuche nahmen überhand. Man pflegt diese Mißbräuche an den Hochschulen mit den Worten „Deposition“ und „Pennalismus“ zu bezeichnen. In Wittenberg war das Uebel besonders eingerissen. Wir können deshalb an ihm nicht vorüber gehen. Tritt ein Jugendlicher in einen neuen Gemeinschaftskreis, so muß er wohl manche Probe ablegen, auch besondere Demütigungen sich gefallen lassen, um sich seiner neuen Würde desto bewußter zu werden. Ich erinnere an das, was die Schiffsjungen über sich ergehen lassen müssen, die zum ersten Male über den Aequator fahren, ich verweise auf die Einweihung der Matrosen einst beim Eintritt in den Dienst der Hanse, wovon das Wort „Hänseln“ kommt. Ein junger Student, ein Beraus, ein Fuchs, war ein wildes Tier oder wenigstens ein Halbmannsch. Er muß vieles ablegen, soll er ein akademischer Bürger werden, ablegen also deponieren,

daher der Ausdruck Deposition. Mit gewaltiger Scheere wird dem jungen Studenten in der Deposition das Haar abgeschnitten. „Manches Haar kannst, Zottelbock, du entbehren, drum muß zur Ehrbarkeit ich deinen Kopf bescheeren“. Mit einem großem Ohrlöffel wird ihm das Ohr gereinigt, daß es heilsamer Lehre aufgetan sei. Mit einem Beil und Hobel, natürlich aus Holz, wird er bearbeitet, denn ein Student hat einem aus groben Klotz gehauenen, fein geformten Bild zu gleichen. Der Bachantenzahn wird ihm ausgebrochen als Zeichen, daß ein Student wilde, beißende Eigenschaften nicht haben dürfe. Angeblich mit Seife, in Wahrheit mit einer stinkenden Substanz wird er gewaschen zur Erinnerung, daß er reinlich und sauber sich zu halten habe. Aus ähnlichem Grunde werden seine Fingernägel mit einer gewaltigen Feile bearbeitet. Nebenher lies ein Examen, das dem jungen Studenten auch nur Schläge und Mißhandlungen eintrug, z. B. fragte, der die Deposition vornahm gleich unter Verabreichung einer tüchtigen Ohrfeige: „Hast du eine Mutter gehabt?“ „Ja,“ „Nein, du Schelm!“ Wieder eine Ohrfeige. „Sie hat dich gehabt.“ Weiter: „Wie viel Flöhe gehen in einen Scheffel?“ „Ach, das hat mich mein Lehrer nicht gelehrt!“ Wieder eine Ohrfeige. „Sie gehen nicht, sie hüpfen hinein“. Der ganze Akt der Deposition war mit soviel Mißhandlungen verbunden, die scherzhaften Handlungen wurden so plump und brutal vorgenommen, daß der junge Fuchs danach zuweilen stundenlang halbtot darniederlag. Häufig brachten deshalb besorgte Eltern ihre Söhne schon als Knaben zur Universität, um die Deposition an ihnen vollziehen zu lassen. Denn trotz des Unfuges, den sie einschloß, war sie ein amtlicher Akt, und Knaben wurden natürlich weniger böß gemißhandelt als junge Männer. In Breßsch lebte 1661 ein Graf von Arnim. Er wollte seine Söhne zur Universität nach Wittenberg schicken und sie doch nicht so rücksichtslos und gewalttätig aufnehmen lassen in die Studentenschaft. Er bat deshalb die Universität, den Depositor und einen Vertreter der Akademie zu Vornahme der Handlung zu ihm herüber zu senden. Er nahm nicht mit Unrecht an, als Gast in

seinem Hause würde der Depositor wohl etwas milder verfahren.

Noch schlimmer als die Deposition war der Pennalismus. Denn die Deposition war schließlich an einem Tage abgemacht, aber der Pennalismus, die Dienstbarkeit der Fische gegen die älteren Studenten dauerte und verdarb ein ganzes Jahr. Kam ein junger Student zur Universität, so wurde er schon auf den Dörfern vor der Stadt von Studenten seiner Heimat in Empfang genommen und zum Senior der Landsmannschaft oder Nation gebracht, der seinen Namen in die Nationsmatrikel, in das Verzeichnis der Landsmannschaft eintrug. War die Deposition erfolgt, so hatte der Neuling einen großen Schmaus seinen Landsleuten zu geben und wurde einem derselben als dienstbarer Geist zuerteilt. Damit hatte er seine Freiheit für ein ganzes Jahr verloren und war dem Leibburschen zu jedem Dienst verpflichtet. Er hatte ihn Patron und Herr zu nennen, ihm die Schuhe und Kleider zu reinigen, ihm bei Tische aufzuwarten, mußte mit seinen Kleidern, seiner Wäsche, seinen Büchern, seinem Gelde ihm jederzeit Zeit aushelfen.

Ja schließlich wurde dem Pennal auferlegt, nachdem seine besseren Kleider Eigentum seines Leibburschen geworden, nur in schmutzigem, zerrissenen Gewande und in Pantoffeln sich blicken zu lassen. In den Hörsälen, ja selbst in den Gotteshäusern hatten die Pennäler besondere Sitze und wurden von den Burschen bei jeder Gelegenheit mit Fußtritten und Backenstreichen bedacht, mußten auch, wenn der Uebermut der anderen es gebot, Seifenwasser und andere ekelhafte Speisen zu sich nehmen. Vor allem aber hatten sie bei den Bechgelagen und Schmäusen aufzuwarten. War das Pennaljahr zu Ende, kam endlich die ersehnte Stunde, wo der Student anfangen konnte, an anderen zu vergelten was er selbst erduldet, so wurde das Haar ihm angebrannt, und er war ein Brandsuchs. Voran ging eine Prüfung, in der festgestellt wurde, ob der Pennal sich standesgemäß gehalten. Ein großer Schmaus begleitete und beschloß das Ganze. Unter dem Druck der älteren Studenten, der Schoristen, mußte der Pennal hier das letzte

hingeben oder vielmehr, da er bereits völlig ausgefogen war, sich in große Schulden stürzen. Bis dreißig warme Essen und fünfzig Schalen des damals so kostspieligen Konfekts sollen bei manchen Pennälerschmäusen gereicht worden sein. So groß das Unwesen war, so böß die Vergewaltigung der jungen Studenten, so stark die Studien darunter litten, keine Universität wagte dagegen energisch einzuschreiten, da sie fürchtete in Verruf zu kommen. Sie sorgte, sich den Ruin zuzuziehen, meinte die Studenten würden abziehen, andere Hochschulen besuchen und diese zur Blüte bringen. Nur ein gemeinsamer Beschluß der Reichsstände, der den Ausschluß eines wegen Pennalismus verwiesenen Studenten von allen anderen Hochschulen zur Folge hatte, konnte hier helfen. Endlich, nach Schluß des dreißigjährigen Krieges, kam er zustande. Im Jahre 1661 konnte ihn Wittenberg veröffentlichen. Die Studentenschaft wollte sich ihn nicht gefallen lassen. Gerade die Pennäler, zu deren Schutz er erlassen, fühlten sich beschwert. War es Freude an dem entwürdigenden Leben, das sie führten, oder der Verdruß, daß nun ihnen die Gelegenheit entging, sich einmal schadlos zu halten für das, was sie hatten opfern müssen? Während daheim Väter und Mütter Gott dankten, daß der Versumpfung ihrer Söhne jetzt gesteuert würde, erhoben sie sich wider die neue Ordnung, verließen Wittenberg und zogen auf die Nachbardörfer Pratau, Biesteritz, Trajuhn, Teuchel, Apollensdorf. Aber die Universität blieb fest. Da lehrte schließlich einer nach dem andern zurück und unterwarf sich. Der Pennalismus war gebrochen.

Leider besitzen wir keine Schilderung vom Leben und Treiben der Studenten in Wittenberg aus der Zeit des Pennalismus. Einzelne Züge, wie sie hie und da überliefert sind, müssen wir uns zusammenstellen, wollen wir ein anschauliches Bild gewinnen. Ein lorbeergekrönter Dichter Kindermann hat 1666 in Wittenberg ein kleines Büchlein „Der christliche Student“ erscheinen lassen. Zu Zucht und ehrbarer Sitte will er erziehen. Natürlich streift er dabei die Laster und Ausschweifungen der Studenten, und daß er hier Wittenberg besonders im Auge hat, läßt

der Erscheinungsort seines Büchleins vermuten, ja er bezeugt es direkt, indem er seinen Lasterstudenten in Elbinien, also an der Elbe, sein Wesen treiben läßt. Hören wir seine Worte, so verstehen wir die Klage der Universität und der Bürger über das Lärmen und Töhlen der Studenten auf den Straßen, dann meinen wir den tollen und vollen Studenten selbst vor uns zu sehen. „Luft, Feuer, Wasser und Erde, alle Elemente der großen Welt, begannen zu erschrecken und gewaltig sich zu entsetzen, als Mundano, ein junger Student zu Elbinien, durch und durch wohl beseuchet, am hellen lichten Tage mit bloßem Degen auf der Gasse rasend ohne Unterlaß einem seiner Feinde schändlicher Weise zurief: „Het, heraus! Sa heraus! Hundsfott, Erzhundsfott heraus! Du Kujon, du Schelm, du Erzbärenhäuter, lassa! Du Kalmeuser, Kabschnabel. Schulzeig. Federschnitzer heraus!“ Ich sehe, daß es mein Freund ist, führe ihn unter freundlichem Zureden auf meine Stube und bringe ihn zu Bett, den Kausch auszuschlafen, da er denn Stube, Kammer, Betten und alles, was er berührt, voller Wust und Unflat gemacht hat. Bei diesem schrecklichen Laster des Trinkens lassen es die Burschen nicht bleiben, sondern sie schneiden ganze Schüsseln voll des giftigen Tabaks, welchen sie mit angezündetem Papier begierig in den Hals und in das Gehirn ziehen, um desto eher toll und voll zu werden. Wir erfahren ja vielmal, wie die müßigen Tabaksäuser auf die Bänke hinfallen und sich einbilden, als ginge die Stube und das ganze Haus mit ihnen um, wie sie sich dadurch wie durch das tägliche Schwelgen das Leben verkürzen und ihre eigenen Mörder werden, wie sie die Pfeife stets am Munde haben und einem andern, wenn sie mit ihm reden, mit vollem Halse den tartarischen Rauch zublafen. Die Tabaksäuser sind doch nur mit den besessenen Menschen zu vergleichen, welche man beschwöret. Jedoch ob ihnen schon der giftige Rauch und Gestank zum Halse herausfähret, bleiben sie nichts desto minder mit dem Teufel besessen, an dem sie abgöttisch hängen und rühmen ihn über Himmel und Erde als ihren Gott und trachten, wie sie jedermann zu gleicher Torheit bereden mögen.“

„Dabei ist nicht zu sagen, was für viele schlimme und tödtliche Krankheiten dieser unmäßige Genuß des Tabakrauchs nach sich zieht. Denn nächst der Hitze, mit welcher der Tabak stark genaturet ist, führet er auch eine große Trockenheit mit sich, so daß, wenn er Tag für Tag so unmäßig zum Gehirn gebracht wird, er dessen Feuchtigkeit ganz ausschöpft, daß es seine Beschaffenheit und natürliche Farbe ganz verliert. Denn es ist bekannt aus der Anatomie, daß man öfters bei solchen Tabakschmäckern, wenn man sie nach ihrem Tode aufgeschnitten und besichtigt, das Gehirn ganz trocken wie eine Birn im Backofen und voller Schwärze wie ein Ofenloch gefunden. Der hochgelahrte Herr Dr. Tapp, der Arzneikunst Professor in Helmstedt, beschreibt weitläufig die Krankheiten, so der Tabak verursacht und gedenket sonderlich, daß die Tabakslucker nicht lange leben, weil die Tabakhitze die innere Feuchtigkeit schnell verzehre.“

Unser Student hatte gehört, wie er als junger Fuchs den älteren Studenten werde dienen, vor ihnen tief auf die Erde sich werde neigen, wie ein Knecht oder Junge bei Tisch vor ihnen stehen und ihnen werde aufwarten müssen. Er hat deshalb daheim tüchtig geübt, Reverenzen zu machen, seine älteren Landsleute auf der Universität gebührend anzureden und richtig zu titulieren. Nun steht er vor dem schwarzen Brett der Universität. Da treten mehrere auf ihn zu und fragen, ob er ehemals eine Brille getragen. „Macht ich eine Reverenz bis auf die Erde und schüttelte meine Kunst, die unablässig geübt, auf einmal heraus und sagte: ‚Ehrenfeste, achtbare und wohlgelahrte, insbesondere vielgeehrte Herren!‘ Ich hatte den Titel kaum zu Ende gebracht, ward mir von einem unter ihnen, der vorn stand und mit einer Krempe von den anderen allen unterschieden war, mit einem Nasenstiebrichen geantwortet. Ich trat ein wenig zurück und dachte, ich hätte im Titel verstoßen, bückte mich noch zehnmal tiefer als zuvor und sagte: ‚Edle, wohl-ehrenfeste, vorachtbare und wohlgelahrte, insonders hochgeehrte Herren! Daß Eure edle Vorachtbarkeit und Gunsten an mich begehren, ich solle Sie berichten, ob ich ehemals Brillen getragen, antworte ich mit einem Nein!‘ Schwapps

schlug mich einer der Herumstehenden, welchen sie einen Kandidaten hießen, um das Ohr und sagte: „Sollst du dem Hohenpriester also antworten.“ Ich wandte mich um, machte eine tiefe Verbeugung und sagte zu dem, der mich geschlagen: „Mein Herr, ich bin nicht deshalb hier, daß ich mich schlagen und nasenstiebern lasse.“ Hilf Gott, wie ging es mir da! Die Brillen, welche auf meiner Nase wollten reiten, hatten auf derselben nicht alle Raum. Doch merkte ich, daß ich nachdem ein viel schärferes Gesicht bekam. Denn Narren muß man mit Kolben laufen, daß sie klug werden.“ Also, unser junger Student hat sich schnell als Pennal gefühlt, die Schläge, Ohrfeigen, Nasenstüßer mit denen ihn die älteren bedachten als etwas selbstverständliches hingenommen, sie für erzieherisch geachtet. Damals war man so feinsühlend nicht, meinte nicht daß körperliche Züchtigungen die Ehre beeinträchtigen, das Ehrgefühl abstumpfen. Wurden in den Gymnasien damals ja noch die Prümannen über die Bank gezogen und mit Ruten gestrichen. Ich will hiermit dies Kapitel schließen und nur noch bemerken, daß von dem Verfasser des Büchleins auch die jungen Damen der Stadt ihr Urteil empfangen: „Sie sitzen auf Stühlchen, schniegeln und spiegeln sich, erdenken ein neues Muster über das andere, werden faulenzende Polstersitzerinnen und freche Kleiderdocken, daß ein ehrlicher Student später wohl selber kochen, selber braten, selber waschen, selber rollen und andere weibliche Arbeit verrichten muß. Sethro war ein reicher Mann und Priester in Midian, seine Töchter haben die Schafe hüten müssen. Welche Tochter würde das heute tun oder nur von der Gasse der Mutter eine Kanne Wasser in die Küche tragen? Gleich heißt's, dann friege ich nimmermehr einen Magister zum Freier!“

Am 23. April 1700 war großes theologisches Doktorat. Fünf Theologen waren zu Doktoren freiert worden. Droben im Augusteum, im Fürstensaal soll am Abend der Doktorschmaus gehalten werden, das solenne Festessen. Da, als die Tafeln gedeckt sind, stürmen Studenten heran, dringen in den Saal, setzen sich an die Tische, nehmen den Ehrengästen und neuen Doktoren ihre Plätze weg und lassen sich

Braten und Wein gut schmecken. Als Schmach und Schande empfanden natürlich die Professoren den bösen Austritt: „Die Alma mater ist prostituiert“. Doch müssen fast ständig bei Feiern in der Stadt die Studenten als Gäste sich aufgedrungen haben. Als hundert Jahre zuvor Professor Taubmann, dieser hochbegabte Lateinist, aber auch anrühige Witzbold, seine Hochzeit mit einer Bürgerstochter begangen hatte, stellte sich einige Tage darauf plötzlich eine Schar Studenten bei ihm ein, um eine Nachfeier zu veranstalten, bei ihm an Speis und Trank sich gütlich zu tun. Liebenswürdig nahm der Schalk sie auf, nötigte sie Hut und Mantel abzulegen und in das obere Stockwerk sich zu begeben. Als bald läßt er Mäntel und Hüte nach dem Ratskeller tragen und gegen Verabfolgen von Speisen und Wein verpfänden. Das war eine Ueberraschung, das gab ein Gelächter als die Studenten beim Weggang erkannten, daß sie die Geprellten waren. Sie machten gute Miene zu dem Spiel, das mit ihnen getrieben, nahmen den Professor beim Arm und zogen zum Ratskeller nicht nur um ihre Sachen auszulösen, sondern auch mit ihm das Gelag fortzusetzen. Hundert Jahre später. Wernsdorff (1710) feiert seine Hochzeit. Er begeht sie ganz in der Stille, um, wie er seinem Freunde Löscher nach Dresden schreibt, von unangenehmem Zuspruch von Seiten der Studenten verschont zu bleiben. Drei Tage nach dem oben erwähnten theologischen war medizinisches Doktorat, gleich darauf auch großes Magisterium. Um hier ein ähnliches Betragen der Studenten zu verhindern, warnte der Rektor durch einen Anschlag am schwarzen Brett. Die strengsten Strafen würden die Zügellosen treffen. Der Anschlag wird abgerissen. Wirklich finden sich auch wieder die Studenten zum Festessen ein, aber der Rektor hatte noch weitere Maßnahmen getroffen, die Saaltüren mit handfesten Männern besetzen lassen. Hier werden die Burschen, wie damals der Ausdruck war, bestimmt abgewiesen. Nun rotten sie sich unten vor dem Augusteum zusammen, werfen mit Steinen in den Saal, stellen sich auch mit bloßem Degen vor den Ausgang des Klosters: Rektor und Senior hätten sie beschimpft. Der Rektor hatte sie oben vor dem Fürsten-

saale angefahren: „Was zum Sakrament wollen die Kerle? Was sind das für Hundswütereien?“ Als sich einer diesen Ton verbot, hatte er auch geschrien: „Das redet ein Hundsvieh“. Dr. Sperling, der dritte Professor der Medizin, der besondere Liebe in der Studentenschaft besaß, tritt vor das Tor des Augusteums und redet den Tumultuierenden gütlich zu. Darauf ziehen sie auch ab, rotten sich aber auf dem Markte wieder zusammen, diesmal maskiert, ziehen vor die Häuser des Rektors Berger und des Seniors Kirchmeyer, schreien und schimpfen und werfen mit Steinen. Einen Augenblick konnte es fast scheinen, als wollten sie die Häuser stürmen. Doch begnügten sie sich schließlich mit Steinwürfen, durch die sie ohnehin in den Wohnungen viel Spiegel und Gläser zertümmerten, die Frauen und Kinder der Professoren zu Tode ängstigten. Am nächsten Tage wollte der Rektor eine Untersuchung einleiten und endlich einmal durchgreifen. Aber schon hatten die Studenten vor dem Schloßtor an der Ziegelscheune sich versammelt, waren von hier nach dem Venuskrug gezogen und hatten sich hier verschworen, keiner den anderen zu verraten. Das erklärten sie auch jetzt dem Rektor. „Wir wollen den angerichteten Schaden bezahlen, aber keiner von uns darf irgendwie gekränkt, geschweige relegiert werden. Eine Untersuchung wird auch nichts ermitteln, denn wir haben das Komplott gemacht, nichts zu verraten.“ Tatsächlich sahen jetzt auch die geängstigten Professoren von weiteren Schritten ab, baten aber den König — August der Starke regierte damals in Dresden — den Kommandanten der Stadt anzuweisen, ihnen im Fall der Not mit seiner Garnison zur Hand zu sein. Es erging auch eine entsprechende Verfügung. Auch der bei Wittenberg liegende Rittmeister wurde angewiesen, auf Verlangen der Universität sofort mit einer Schwadron Reiter in Wittenberg einzureiten.

Damals war Kommandant der Generalwachtmeister von Rosen. Von ihm kann ich eine interessante Eingabe mitteilen. Vor einigen Jahren habe ich im Dresdener Archiv längere Zeit gearbeitet. Einen ganzen Tag hatte ich damals vergeblich in den Akten gesucht und nichts gefunden.

Die Augen taten mir weh, schon wollte ich mich erheben und das fruchtlose Forschen abbrechen, da stieß ich auf folgenden Bericht, der sofort alle Müdigkeit schwinden ließ. Er zeichnet uns ein klares Bild von der damaligen Lage hier in Wittenberg. Studentenschaft, Bürger, Militär sehen wir in ihrem gegenseitigen Verhältnis. Unter dem 12. Oktober 1701 schreibt der Kommandant: „Vor vier Tagen ist ein Musketier, so ein Edelmann gewesen, von Torgau kommen und hat unterwegs einen Mann, der, da sein Bruder schon unter dem Regiment gewesen, freiwillig dienen wollte, geworben. Wie sie nach der Stadt kommen, spricht der Musketier zu einem Kameraden: ‚Geh zum Leutnant und melde, daß ich einen Mann mitgebracht‘. Kaum hat er ausgerebet, springt ein Schuster der Mittellgasse aus seinem Haus und fragt den geworbenen Kerl: ‚Was willst du unter den Lausehunden, die haben ja nur Wasser und Brot‘. Da entläuft der geworbene Kerl und flieht in des Bäckers Barmitz Haus. Der Musketier ruft einen Korporal mit seiner Mannschaft zur Hilfe. Sie wollen in des Bäckers Haus, um den Kerl wieder zu kriegen. Der Bäcker aber läßt es nicht zu, sondern schlägt den Korporal gleich an der Tür an den Hals. Dieser hingegen ergreift seinen Stock und schlägt den Bäcker über den Arm. Da stürzen des Bäckers Knechte herbei und schlagen dem einen Soldaten die Haut voll und ein Loch in den Kopf. Auf die Meldung hiervon schicke ich einen meiner Offiziere zu dem Bäcker, ich wollte ihn vernehmen, er soll zu mir kommen. Da er sich weigert, schicke ich die Wache, ihn zu holen. Wie diese in seinem Hause ist, kommen auf sein Geschrei zwölf Studenten herbei — so viel haben anscheinend bei dem Bäcker gewohnt — und reißen ihn der Wache aus den Händen und schreien: ‚Er soll nicht zum Kommandanten!‘ Bald laufen auch mehr Studenten zusammen, gegen zweihundert und führen den Bäcker auf das Rathaus. Die Offiziere melden mir, die Studenten planen vielleicht einen Ueberfall. Es war zehn Uhr vormittags, ich saß gerade im Bade, lasse mich sofort heraus bringen und meinen Wagen anspannen, um selber zu sehen, was da passiert. Sofort

ziehe ich auch die Garnison zusammen, lasse auch ein paar Feldstücke bei der Hauptwache, so vorm Schloß, um meine Wohnung bringen, um gerüstet zu sein, wenn eine Revolte entstünde, sie bei Zeiten dämpfen zu können. Denn vor einem Jahr haben sie in meiner Abwesenheit ihrem eigenen Rektor und fast allen Professoren die Fenster eingeschmissen und die Häuser gestürmt. Auch habe ich gedacht, ziehe ich die Garnison zusammen, so können die Studenten keinen Soldaten treffen und mit ihm zanken. Denn wenn die Soldaten auch erhitzt werden, kann leicht ein großes Blutbad entstehen. Wie ich nachgehends auf den Markt komme, sehe ich dort niemanden, fahre also zum Rektor und bitte ihn, die Studenten, die dem Bäcker beigestanden, einzuziehen und zu strafen. Der versprach es mit großer Höflichkeit, bedauerte aber, die Uebeltäter nicht zu kennen. Darauf erwiderte ich: „Meine Offiziere kennen sie wohl; wäre es mir erlaubt, wollte ich sie bald bekommen.“ Da ich noch mit dem Rektor rede, kommen über hundert Studenten, lauter Kommunitäter, die ich, weil sie ganz zerrissen und zerlappt, nicht kannte, gelaufen und umringen meinen Wagen. Ich fragte sie einige Male, wer sie wären, es antwortete aber niemand. Ich fragte von neuem: „Sind Sie Handwerker oder Studenten?“ Da blökten sie mich alle an und lachten. Ich merkte, daß mit dem Pöbel nichts anzufangen, fuhr also nach dem Rathause und ließ den Syndikus Dr. Heber bitten, herunter zu kommen. Ich ersuchte ihn, den Bürgern zu empfehlen, in ihren Häusern zu bleiben, wenn die Studenten einen Aufruhr anfangen, auf keinen Fall sich mit ihnen zu verbinden. Schon waren auch wieder bei 250 Studenten um meinen Wagen, belegten mich mit allerhand trozigen und harten Worten, manche zogen auch schon ihre Degen halb aus der Scheide, willens mich anzugreifen. Ich muß bekennen, hätte ich nicht mit Gewalt die Hitze überwunden, es wäre ein grausames Blutbad entstanden. Gaben sie mir doch, da ich sie trotz ihrer bösen Worte mit großer Geduld ermahnte, keine Unruhen anzufangen, Euer Königlichen Majestät hohe Gnade und Güte, die so viele hundert speisen ließe, anzuerkennen, die Antwort: „Der König hat

Ihnen und den Soldaten zu gebieten, wir unterstehen dem Rektor und wollen unsere Wirte schützen.' Ich entgegnete: 'Dazu sind Sie nicht gesetzt, die Wirte haben ihre Obrigkeit.' Für alle Fälle ließ ich 30 Mann anmarschieren. Da machten sich die Räbelsführer aus dem Staube. Zu den anderen anderen sagte ich nochmals, sie möchten friedlich auseinandergehen, erhielt aber die trotzige Antwort, sie würden es tun, wenn die Soldaten abzögen. Ich ließ diese abmarschieren, aber da fingen sie nach ihrer Gewohnheit wieder an zu blölen und zu schreien."

"In der Nacht darauf rotteten sich wieder über 400 Studenten zusammen. Es waren aber unter ihnen keine Edelleute, auch keine Tischburschen, sondern lauter Kommunitäter, machten sich ordentliche Offiziere mit Papierabzeichen an den Hüten. Auf die Kunde hiervon ließ ich 60 Mann von der Garnison auf die Hauptwache zur Reserve kommen, auch die Wache mit spanischen Reitern versehen und bestimmten Befehl geben, sich auf keinen Fall an den Studenten zu vergreifen, es sei denn, daß diese sich mit Gewalt auf sie stürzen würden. Denn ich sagte mir, hat das Lärmen zwischen ihnen erst einmal angefangen, so gibt es hernach kein Aufhören. Aber die Studenten haben nichts unternommen, sondern mit den Degen in die Steine geschlagen und über die Kette, welche bei der Amtsmühle über die Gasse gespannt, zu gehen verlangt. Die Offiziere haben es aber nicht gestattet, weil das Tor schon geschlossen, auch kein Wein- oder Bierhaus in diesem Bezirk läge, sondern nur die Schloßkommandantur und die Hauptwache. Dies alles hat fast die ganze Nacht gewähret. In der folgenden sind wieder gegen 200 zusammengekommen und haben es wie in der vergangenen Nacht getrieben, nur daß einer über die Kette gewollt, dem es der Offizier auch zugelassen. Da er denn auf dem Paradeplatz vor meiner Thür umhergegangen und ein klein Pfeifchen hervorgezogen, damit gepfiffen und den anderen angerufen: 'Nun ist es Zeit'. Darauf haben sich etliche zusammengemacht, sind aber doch auf zwanzig Schritte von der Wache ferngeblieben. Wie jener sah, daß niemand ihm folgte, ist er endlich auch wie-

der weggegangen. Am folgenden Tage haben sie den Offizieren und Soldaten, die ihnen begegnet, spöttische Mienen gemacht und sie angeblöft. Ich aber gab sofort der Garnison scharfen Befehl, bei Leibes- und Lebensstrafe sich an ihnen nicht zu vergreifen. Die Obrigkeit würde schon einem jeden Recht verschaffen. In der That unternahm der Rektor und die Professoren alles, den Tumult zu stillen. Vor zwei Tagen sind hier einige neue Magister freiert worden. Dazu hatte mich die Universität auch gebeten und ich bin nur deshalb hingefahren, um zu zeigen, daß ich keine Feindschaft wider sie heg^e. Wie ich nun aus dem Kollegio ging und mich in meinen Wagen setzen wollte, waren etwa 500 Studenten auf dem Platze, welche alle ihre Hüte abgenommen hatten. Da rief aber einer: „Hüte auf!“ worauf es einige taten. Als ich aber in meinem Wagen saß, nahm ich den Hut ab und sagte zu ihnen: „Ihr Herren! Einige unter Ihnen glauben, ich sei Ihr Feind und wolle Ihre Freiheit kränken. Allein damit geschieht mir Unrecht, denn ich bin Ihr Freund und werde niemals eine Gelegenheit versäumen, Ihnen zu dienen. Nur bitte ich, ruhig zu sein und die Soldaten zufrieden zu lassen.“ Darüber waren sie alle äußerst erfreut und ist es seitdem ruhig und still geblieben.“

„Nun sind dergleichen Ausschreitungen schon öfters vorgekommen, daß sich die Studenten an die Soldaten gemacht. Diesen Sommer ist ein Kerl, so sich für einen Leutnant und des Stadtmajors Sohn aus Wismar, Münchhausen genannt, ausgegeben, auf dem Walle spazieren gegangen. Ich konnte ihn nur für einen Spion halten und wollte ihn zum Verhör zu mir führen lassen. Er aber sprang vom Walle und versteckte sich. Nachgehend gerät er mit einem dänischen Leutnant ins Gespräch und sagt: „Die Schweden sind alle brave Kerle, aber die Dänen Hundsfotte und Schurken“. Da der dänische Offizier bei mir Schutz suchte, will ich durch einen Unteroffizier und vier Mann den anderen festnehmen lassen, allein Studenten laufen zusammen und reißen ihn der Wache aus den Händen, so daß er ent-
schlüpfen kann.“

„Diesen und ähnlichen Fall hätte ich wohl zu ahnden, aber weil hier noch kein Kommandant gewesen, mit dem die Studenten nicht Streit gesucht, suche ich sie durch Güte und Höflichkeit zu gewinnen und ihnen keinen Anlaß zum Zank zu geben. Viel Schuld tragen die Bürger, welche die armen Soldaten den Hunden gleich traktieren. Wenn einer von diesen nur ein Wort sagt, so sind sie nicht nur mit ihren Prügeln gleich bei der Hand, sondern es ist auch gegen Offiziere und Soldaten stets die Rede: ‚Wir werden gleich die Studenten zusammenrufen!‘ In diesem Frühling ist ein Soldat von einem Bader und seinen Gesellen im Bett überfallen und fast bis auf den Tod geprügelt worden. Wenn die Studenten, so sich im Nebenhaus befunden, damals nicht gütiger gewesen und den Soldaten gerettet, wäre der arme Mann wohl gar totgeschlagen worden. Ich fuhr damals selbst auf das Rathaus und wohnte der Vernehmung bei. Allein der Bürger wurde nicht ernstlich bestraft. Seine Gesellen ließ der Rat zwar eine Zeit sitzen, aber was half dies dem armen Menschen! Er hat doch darüber lahm bleiben müssen. Also sehen die Bürger, daß es immer so gemacht wird und haben nun weder Scheu noch Furcht vor dem Räte, wie sie denn auch nicht viel nach ihm fragen.

Ich bin gewiß, daß nirgends in Euer Majestät Landen solche Unordnung und Wirren herrschen wie hier. Vor zwei Tagen waren einige Bürger bei einem Gewürzhändler Ebermann lustig und brachten die ganze Nacht mit Schießen, dem Werfen von Raketen und Schwärmern zu, wodurch die ohnehin alte und haufällige Stadt leicht in Brand gesteckt und ganz in Asche hätte gelegt werden können. Es ist zu bedauern, daß hier in allen Dingen solche Unordnung herrscht. Spreche ich etwas dagegen, so heißt es, ich greife in fremde Gerichtsbarkeit ein. Schweige ich aber zu allem still, so wäre ich ein rechter Kommandant für sie. Allergnädigster König! Ich kenne dero allergnädigste Absicht. Die Universität soll blühen, die Bürgerschaft, welche Steuern und Abgaben entrichten muß, erhalten, auch die Soldaten

nicht ruiniert werden. Daher habe ich zeit meines Hierseins immer solches stets vor Augen gehabt und mit allem Fleiß danach gestrebt, daß Friede und Eintracht erhalten würde. Kann ein Studiosus, Bürger oder Bauer auftreten und sagen: Ich habe ihm nicht Recht verschafft, so will ich meinen Kopf gern verlieren. Aber wie ich dem, wozu mich Eid und Pflicht verbindet, genau nachkomme, also hoffe auch untertänigst nach dem allergnädigsten Versprechen in meiner Instruktion kräftig geschützt zu werden gegen die, so Gewalt und üble Dinge verüben. Ich bitte deshalb untertänigst durch gewisse Kommissarien diese Sache untersuchen zu lassen und die Schuldigen streng zu bestrafen, damit künftig alles üble und unordentliche Wesen fern bleibe, Fried und Ruhe erhalten und jeder in seinem Amt ungehindert gelassen werde." Nach drei Wochen hatte der Kommandant noch keine Antwort. In einer neuen Beschwerde klagt er, daß einer seiner Diener des Nachts von Studenten überfallen und mit Schlägen gemißhandelt sei, auch mit einem Degen dreimal über den Arm geschlagen sei. Auch des Obersten Biron Knecht habe ein Student mit dem Degen angefallen.

Zum Bericht des Kommandanten ließe sich viel sagen, doch will ich nur ein zwiefaches bemerken. Der Gegensatz zwischen den Studenten und dem Militär war alt. Schon hundert Jahre zuvor war es zu bösen Zusammenstößen gekommen, damals aber hatte der Gegensatz besondere Schärfe angenommen, wohl weil die meisten Soldaten geworbene Polen waren. Im Mai 1695 tritt ein Soldat nachts elf Uhr aus einem Bierhause in der Coswiger Straße. Der Zapfenstreich war bereits geschlagen, der Soldat hätte mithin schon in seinem Quartier sein müssen. Da begegnet ihm ein Student, und dieser dringt anscheinend nur um den Soldaten zu Gemüte zu führen, daß er auf der Straße nichts mehr zu suchen habe, mit seinem Degen auf ihn ein und trifft ihn dabei so unglücklich in der Herzgegend, daß der Soldat niedersfällt und seinen Geist aufgibt. Am nächsten Tage werden die Stadttore geschlossen gehalten, um

die Flucht des Studenten zu verhindern, durch Ausrufen und öffentliche Anschläge werden Bürger und Studenten aufgefordert, den Missetäter nicht zu verbergen, sondern auszuliefern. Gleichwohl scheint dieser der gerechten Strafe entgangen zu sein. Wie zugespitzt die Lage jetzt war, zeigt ein Schreiben des Kurfürsten, das sieben Wochen später an die Universität erging. Die Schildwache vor des Hauptmanns Tür werde von den Studenten Nacht für Nacht angefallen und auf das schimpflichste traktiert. Schon habe der Kommandant um des Friedens willen sich veranlaßt gesehen, die Schildwache von ihrem Posten fort und in das Haus zu nehmen. Er, der Kurfürst, trage an dem allen ein hohes Mißfallen. Er könne die Wache nicht länger im Hause stehen lassen, weil seine Autorität darunter litte. Wenn die Studenten sie in Zukunft belästigten, die Soldaten auch ferner noch auf den Straßen anschreien und anblöften, würde er mit aller Strenge wider sie einschreiten. Sieben Jahre später wurde wieder ein Student ohne jeden Grund von Soldaten erschossen. Auf der Fleischergasse am rischen Bache schlugen sich Soldaten, lauter Polacken, wie der Bericht sagt, in später Abendstunde. Da kommen fünf Studenten und mahnen zum Frieden. Die Soldaten fliehen, einer von ihnen liegt schwer gemißhandelt am Boden. Die Studenten helfen ihm auf und führen ihn über die Brücke in sein Wirtshaus. Als dessen Tür geöffnet wird, fällt ein Schuß. Ein Student schreit: „Gott erbarm, ich bin getroffen!“ und fällt seinen Kameraden in die Arme. Wenige Tage darauf ist der Student seinen Verletzungen erlegen.

Nun zu der Bemerkung des Kommandanten v. Rosen, die Studenten seien zum Teil in so zerrissener Kleidung gewesen, daß er sie anfänglich gar nicht für Studenten gehalten habe. Die Not ist ja damals oft groß, recht groß unter den Studenten gewesen. Viele haben ihr Studium nur unter großen Unterbrechungen durchführen können. Nach einem Semester übernahmen sie eine Lehrerstelle, ein Küsteramt oder waren als Schreiber irgendwo tätig, um

nicht ruiniert werden. Daher habe ich zeit meines Hierseins immer solches stets vor Augen gehabt und mit allem Fleiß danach gestrebt, daß Friede und Eintracht erhalten würde. Kann ein Studiosus, Bürger oder Bauer auftreten und sagen: Ich habe ihm nicht Recht verschafft, so will ich meinen Kopf gern verlieren. Aber wie ich dem, wozu mich Eid und Pflicht verbindet, genau nachkomme, also hoffe auch untertänigst nach dem allergnädigsten Versprechen in meiner Instruktion kräftig geschützt zu werden gegen die, so Gewalt und üble Dinge verüben. Ich bitte deshalb untertänigst durch gewisse Kommissarien diese Sache untersuchen zu lassen und die Schuldigen streng zu bestrafen, damit künftig alles üble und unordentliche Wesen fern bleibe, Fried und Ruhe erhalten und jeder in seinem Amt ungehindert gelassen werde." Nach drei Wochen hatte der Kommandant noch keine Antwort. In einer neuen Beschwerde klagt er, daß einer seiner Diener des Nachts von Studenten überfallen und mit Schlägen gemißhandelt sei, auch mit einem Degen dreimal über den Arm geschlagen sei. Auch des Obersten Biron Knecht habe ein Student mit dem Degen angefallen.

Zum Bericht des Kommandanten ließe sich viel sagen, doch will ich nur ein zwiefaches bemerken. Der Gegensatz zwischen den Studenten und dem Militär war alt. Schon hundert Jahre zuvor war es zu bösen Zusammenstößen gekommen, damals aber hatte der Gegensatz besondere Schärfe angenommen, wohl weil die meisten Soldaten geworbene Polen waren. Im Mai 1695 tritt ein Soldat nachts elf Uhr aus einem Bierhause in der Coswiger Straße. Der Zapfenstreich war bereits geschlagen, der Soldat hätte mithin schon in seinem Quartier sein müssen. Da begegnet ihm ein Student, und dieser dringt anscheinend nur um den Soldaten zu Gemüthe zu führen, daß er auf der Straße nichts mehr zu suchen habe, mit seinem Degen auf ihn ein und trifft ihn dabei so unglücklich in der Herzgegend, daß der Soldat niederfällt und seinen Geist aufgibt. Am nächsten Tage werden die Stadttore geschlossen gehalten, um

die Flucht des Studenten zu verhindern, durch Ausrufen und öffentliche Anschläge werden Bürger und Studenten aufgefordert, den Missetäter nicht zu verbergen, sondern auszuliefern. Gleichwohl scheint dieser der gerechten Strafe entgangen zu sein. Wie zugespitzt die Lage jetzt war, zeigt ein Schreiben des Kurfürsten, das sieben Wochen später an die Universität erging. Die Schildwache vor des Hauptmanns Tür werde von den Studenten Nacht für Nacht angefallen und auf das schimpflichste traktiert. Schon habe der Kommandant um des Friedens willen sich veranlaßt gesehen, die Schildwache von ihrem Posten fort und in das Haus zu nehmen. Er, der Kurfürst, trage an dem allen ein hohes Mißfallen. Er könne die Wache nicht länger im Hause stehen lassen, weil seine Autorität darunter litte. Wenn die Studenten sie in Zukunft belästigten, die Soldaten auch ferner noch auf den Straßen anschreien und anblöften, würde er mit aller Strenge wider sie einschreiten. Sieben Jahre später wurde wieder ein Student ohne jeden Grund von Soldaten erschossen. Auf der Fleischergasse am rischen Bache schlugen sich Soldaten, lauter Polacken, wie der Bericht sagt, in später Abendstunde. Da kommen fünf Studenten und mahnen zum Frieden. Die Soldaten fliehen, einer von ihnen liegt schwer gemißhandelt am Boden. Die Studenten helfen ihm auf und führen ihn über die Brücke in sein Wirtshaus. Als dessen Tür geöffnet wird, fällt ein Schuß. Ein Student schreit: „Gott erbarm, ich bin getroffen!“ und fällt seinen Kameraden in die Arme. Wenige Tage darauf ist der Student seinen Verletzungen erlegen.

Nun zu der Bemerkung des Kommandanten v. Rosen, die Studenten seien zum Teil in so zerrissener Kleidung gewesen, daß er sie anfänglich gar nicht für Studenten gehalten habe. Die Not ist ja damals oft groß, recht groß unter den Studenten gewesen. Viele haben ihr Studium nur unter großen Unterbrechungen durchführen können. Nach einem Semester übernahmen sie eine Lehrerstelle, ein Küsteramt oder waren als Schreiber irgendwo tätig, um

dann zur Hochschule zurückzukehren, wenn sie sich einige Ersparnisse gemacht hatten, um mit ihnen zu studieren, so lange es ging. In der Zeit des Niederganges der Universität, also seit etwa 1730, haben vornehmlich Stipendiaten hier studiert, die in der Kommunität beköstigt wurden. Aber auch das ist möglich, ja viel wahrscheinlicher, daß die zerrissene Kleidung der Studenten auf das Wiederaufleben des Pennalismus zurückzuführen ist, auf die Gewaltherrschaft der alten Burschen über die Fuchse, daß die jungen Semester von den älteren gezwungen wurden, schäbig und zerlumpt einherzugehen, um sich ihrer Unwürdigkeit gegenüber den bemoosten Häuptern immer bewußt zu bleiben, um schon äußerlich als Pennäler zu erscheinen. Denn tatsächlich hören wir, daß in jenen Jahren der verrufene Pennalismus sich wieder zu regen begann und Maßnahmen herausforderte.

Im Jahre 1706 klagt der Hamburger Johann Christoph Krusike, daß sich an der Universität wieder Nationen oder Landsmannschaften gebildet hätten. Sie zwängen die neuankommenden Studenten in diese Nationen einzutreten, um von ihnen Geld zu erpressen und auf ihre Kosten zechen und schmausen zu können. Der Aufforderung in die Nation der Hamburger einzutreten, habe er sich widersetzt. Darauf habe deren Senior Thieling die Senioren der anderen Landsmannschaften auf seiner Stube versammelt und ihn für infam erklärt. Für seine persönliche Sicherheit habe er fürchten und fliehen müssen. Auf diese Anzeige griff sofort die Regierung in Dresden ein. Sie gebot der Universität den Studenten Thieling nebst einem anderen Studenten Pape, der sich mitschuldig gemacht habe, mit Hilfe der Garnison verhaften zu lassen. Doch umsonst. Der Bericht des Kommandanten zeigt, daß die Anordnung keinen Erfolg haben konnte.

„Ich war auf der Bastion Donnerhaus, wo die schadhafte Mauer ausgebessert werden sollte, da erschien um $1\frac{1}{2}$ 12 Uhr der Schreiber des Protonotars, ein sehr einfältiger Mensch, der alles durch einander mischte, daß man nicht

daraus flug werden konnte, und sagte: ‚Die Herren Professoren befehlen dreißig Mann in der Stille auf den Wall zu kommandieren, um die Studenten festnehmen zu lassen.‘ Ich entgegnete: ‚Dem Kommando der Professoren unterstehe ich nicht. Doch habe ich von dem kommandierenden Grafen Zinzendorf bereits Befehl, auf Wunsch der Professoren Mannschaft zu stellen. Wieviel Mann gebraucht werden, ob drei, dreißig, sechzig oder hundert, weiß ich am besten. Ich habe dafür zu sorgen, daß des Königs Autorität nicht geschmährt, die Professoren und ich nicht beschimpft werden. Wann wird die Mannschaft verlangt?‘ Der Schreiber antwortete: ‚Ich weiß es nicht.‘ Ich gab zurück: ‚Ich auch nicht. Gehe der Herr nur zurück und hole Bescheid.‘ Kurz vor 12 Uhr kam er wieder. ‚Die Professoren verlangen die Mannschaft sofort. Sie wollen die Studenten vom Tische fort verhaften.‘ Ich sagte: ‚Gut. Die Wache soll zur Hand sein. Lasse er nur die Bedelle kommen, daß sie mit gehen. Sage er aber auch den Professoren, wenn ich raten darf, so sollen sie mir Namen und Wohnung der Studenten angeben. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, sie zu fangen. Bei hellem Tage geht es nicht, sie verstecken sich und erregen nachher einen Tumult. Im Augenblick kann ich auch die Soldaten nicht zusammenbringen, und habe ich die Studenten auch auf der Wache, so befreien die anderen Studenten sie bei der Schwäche der Wache. Die Mannschaft ist hin und her verstreut bei den Bürgern in den Gärten oder sonst bei der Arbeit. Ohne Trommelschlag kann ich sie nicht zusammenbringen. Wenn aber die Trommel gerührt wird, entsteht ein großer Aufstand.‘ Ich schicke nun den Fähnrich der Hauptwache mit acht Mann nebst den Bedellen durch die große Rondelpforte in des Professors Köschel Haus, wo der eine Student wohnen sollte, ich selbst gehe mit einem Unteroffizier und vier Mann, weil der Leutnant auf der Wache bleiben mußte, in das Kloster, woran gleich das Haus des Prorektors Berger stößt, in dem der andere Student wohnen sollte. Auch lasse ich das Elbtor sperren und ziehe die Wache daselbst zusammen

und kommandiere sie vor Bergers Haus. Da kommt schon der Fähnrich von Köschels Haus und meldet, der Student sei nicht da. Der Bedell wäre ins Haus gegangen, während er draußen gestanden und habe ihm die Nachricht gebracht. Die andere Mannschaft war noch in des Prorektors Haus, dessen Tür auf mein Befehl sofort geschlossen war. Schon kommt vom Markte die Kunde, daß dort 200 Studenten beisammen sein und darauf warten, wenn die Verhafteten abgeführt würden, den Kampf anzufangen. Doch auch der zweite Student war nicht zu finden. Frau Prorektor Berger gab an, seit zwei Tagen sei er nicht zu Tisch gekommen, habe er auch nicht im Hause geschlafen. Unter dessen werden der Studenten immer mehr, verlachen die Wache und spotten: „Habt ihr sie? Ja, ja, ihr habt sie!“ Am nächsten Morgen hat mir der Baron von Malzahn, der hier studiert, in Gegenwart des Professors Wernher erzählt, daß die Wache kaum hundert Schritte vom Hause des Professors Köschel entfernt gewesen sei, sei Pape aus demselben getreten und habe sich unter die Studenten auf dem Markt gemischt.“

„Um drei Uhr kam der einfältige Schreiber wieder zu mir. Der Rektor wolle alle Seniores bewahren lassen, ich möchte vor jedes Tür zwei Mann setzen lassen. Ich entgegnete: „Da behüte Gott vor. Was soll das werden. Die anderen Studenten würden ihnen harte Schläge geben und sie wegjagen, großes neues Lärmen daraus entstehen. Das steht auch nicht in meiner Order. Sollten aber alle Seniores an einem Ort festgesetzt werden, wäre ich dazu bereit.“ Darauf erhielt ich keine Antwort. Die Universität läßt es an jeder Strenge fehlen, obwohl noch nie ein so strenger Befehl an sie ergangen, als jetzt. Sonst ist der Prorektor selbst zu mir gekommen, jetzt schicken sie den elenden Schreiber, als wenn ich eines besseren nicht wert sei. Immer sucht die Universität am Tage die Verhaftungen vorzunehmen, sie hat deshalb auch während der sieben Jahre, da ich hier bin, auch nicht einen einzigen bekommen, obwohl sieben erstochen worden sind. Ein artiger Fall hat sich vor

brei Jahren zugetragen, da Professor Sperling Rektor war, und ein Student, der einen anderen entleibet hatte, arretiert werden sollte. Als der Delinquent bereits in des Rektors Hause war, ließ mich der Rektor ersuchen, zur Verhaftung des Mörders einen Unteroffizier und vier Mann zu senden. Ich ließ sofort sagen, es werde sich bei Tage nicht machen lassen. Sobald der Delinquent aus dem Hause komme, würden ihn die anderen Burschen der Wache entreißen. Zur Nachtzeit solle er verhaftet werden. Es half nichts. Nun ich schickte die Wache, einen Unteroffizier und sechs Mann und gebot ausdrücklich, nicht durch die Stadt, sondern hinter der Mauer zu gehen, zugleich mit einem Bedell. Aber der Rektor will es anders. Da sind sie kaum hundert Schritte von des Rektors Haus entfernt, als etlich hundert Studenten herzu stürzen, dem Unteroffizier ein paar Mauschellen geben und mit dem Arrestanten in aller Eile zum Tore hinaus eilen. Die Wache am Tore setzte sich zwar dawider, es verfolgte sie auch die abkommandierte Mannschaft und wollte ihren Arrestanten nicht fahren lassen. Allein sobald der Unteroffizier an den Schlagbaum kam, setzten ihm etliche zwanzig Studenten den Degen an die Brust und sagten: „Du Hund, willst du gehen oder sterben!“ Da sah er sich übermannt und mußte den Arrestanten fahren lassen. Ich steckte den Unteroffizier sechs Wochen in hartes Gefängnis bei Wasser und Brot, weil er meinem Befehle zuwider mit dem Verhafteten durch die Stadt gezogen war.“

Natürlich wußte der Rektor, daß, sobald der Student durch die Collegienstraße geführt würde, der Ruf durch die Straßen gellen würde: „Burschen heraus!“ und daß der Arrestant von den Herbeiströmenden befreit werden würde. Aber das wollte er auch. Deshalb gab er dem Unteroffizier den Befehl, der der Anordnung des Obersten widersprach. Auch jetzt gelang es nicht, einen der Senioren zu verhaften. Der Prorektor Berger hat selbst ihnen zur Flucht verholfen, sie vorher wissen lassen, was ihnen drohe. Professoren und Studenten haben immer zusammengehalten. Sene haben

manches, nein recht vieles zugedeckt, bemäntelt, beschönigt, um ein recht freies Studentenleben hier zu ermöglichen und recht viele Musensöhne hierher zu ziehen. Aber als so strenge, scharfe Befehle aus Dresden kamen, den Pennalismus auf keinen Fall wieder aufleben zu lassen, die Nationen rücksichtslos zu unterdrücken, sah sich die Universität doch gezwungen, die studentische Freiheit etwas zu beschneiden. So untersagte sie im August 1706 den Holsteinern, ihren abziehenden Landsleuten das gewöhnliche Geleit hoch zu Pferde mit Pauken und Trompeten aus der Stadt zu geben, erwirkte auch bei dem Räte der Stadt ein Verbot an die Musikanten, auf keinen Fall mitzuwirken.

Die Holsteiner richteten darauf einen scharfen Protest an den König. „So lange die Universität besteht, haben dies alle Nationen geübt. Immer war es gestattet, die abziehenden Landsleute mit Musik und zu Pferde zwei Meilen, etwa bis Coswig, zu begleiten. Aber uns ist es plötzlich verboten! Wir sind prostituiert vor der ganzen Welt. Wird noch einer aus Holstein, ja aus dem Norden überhaupt, nach Wittenberg kommen, wo seiner Nation dieser Schimpf angetan worden ist?“

Zwei Jahre später klagt die Universität in einer Eingabe nach Dresden ganz beweglich: „Hamburger, Holsteiner und andere Nationen, die vormals zu großem Nutzen der Universität, zum Vorteil der Stadt und der Königl. Alzisenkasse hier studiert haben, meiden jetzt die Hochschule und gehen auf andere Akademien, sonderlich nach Halle. Unsere Studenten sind jetzt fast nur noch Landeslinder, die bei dem gegenwärtigen Geldmangel — wir stehen nebenbei gesagt nach dem Frieden von Ultranstädt, da Karl XII. von Schweden das vom verschwenderischen August dem Starken ohnehin ausgesogene Land völlig ausgepreßt hatte — nur durch Stipendien unterhalten werden. Infolge des bekannten preussischen Ediktes, das die Landeslinder in Halle studieren heißt, kommt aus diesem Königreiche keiner mehr zu uns. Der Studenten sind jetzt so viel weniger, und die Stadt, die ihre Nahrung einzig und allein von den Stu-

dentem hat, steht vor dem Ruin, auch der Alzissenkasse entgegen viele Einnahmen. Die ausländischen Studenten waren meist gut bei Geld, da hatte jeder 200 bis 300 Taler zu verzehren. Soll die Stadt wieder emporkommen, die Universität sich heben, der Alzissenkasse größere Einnahmen zufließen, so muß die alte studentische Freiheit wiederhergestellt, die Beschränkung fallen, die sie in den letzten Jahren erfahren, vor allem auch das Duellmandat gemildert werden."

Nach manchem, was ich berichtet, scheint die Studentenschaft ein zügelloser Haufen gewesen zu sein, doch dürfen wir nach diesen Fällen, die ich aus der dreihundertjährigen Geschichte der Leucorea herausgegriffen habe, allein nicht urteilen, müssen vielmehr auch den Geist der Zeit berücksichtigen. Oben sagte ich schon, daß der Wittenberger Student zu keiner Zeit zügelloser war, als der Musensohn anderer Hochschulen. Nur auf das nahe Halle will ich kurz hinweisen, auf das pietistische Halle, das sich besonderer Gottseligkeit rühmte. Mit Joachim Lange, dem Rektor der Hochschule, dem Freunde August Hermann Francke's, waren die Studenten unzufrieden. Sie schlugen ihm die Fenster ein und stiegen durch dieselben in seine Wohnung. Mit einer gewissen Schadenfreude sah man hier im orthodoxen Wittenberg damals auf die Räte der pietistischen Nebenhöhlerin und abgesagten Feindin. War auch nicht ärgerlich, als es anläßlich der Dreihundertjahrfeier der Universität Leipzig einige unangenehme Zwischenfälle gab, doch recht zufrieden, daß keiner der hinübergeeilten Wittenberger Studenten an ihnen beteiligt war. Den Maßstab unseres heutigen Empfindens dürfen wir nicht ohne weiteres an die damaligen Ausschreitungen anlegen. Dazu haben wir zahllose Zeugnisse von dem herzlichen, innigen Einvernehmen der Studenten Wittenbergs mit ihren Professoren und mit den Bürgern der Stadt. Die Professoren und Studenten waren früher ja enger miteinander verbunden, da jeder Professor viele Studenten bei sich wohnen hatte, noch mehr an seinem Tische speiste. In schier unendlich vielen Ge-

Legenheitsgedichten haben die Studenten ihre innige Theilnahme ausgesprochen an dem Wohle der Familien, bei denen sie wohnten. Wie haben sie ihre Professoren geehrt, einen Calov, dem sie bis Tüterbog entgegengezogen sind, einen Bernsdorf, den sie nur Vater zu nennen pflegten, wie einen Fürsten beerdigten, um den sie ein ganzes Jahr Trauer anlegten, einen Löschner, dem sie großartige Ovationen darbrachten, so oft er von Dresden nach Wittenberg kam. Und wie haben sie in brüderlicher Liebe einander beigestanden, wenn Krankheit und Noth durch ihre Reihen ging, was ja im ungesunden Wittenberg häufig der Fall war. Nach vielen, vielen Hunderten zählen die Studenten, die in der Stadt- und Schloßkirche, dazu auf den hiesigen Kirchhöfen liegen. Da haben sie sich mit Hingebung gepflegt, auch die letzte Treue erwiesen. Wenn ein Student starb, forderte ein Anschlag zur Betheiligung am Begräbniß auf, und es galt als Ehrensache dem Heimgegangenen das letzte Geleit zu geben.

Als 1545 in Professor Ebers Haus ein Student aus Hamburg verschied, da kann Eber dem Vater schreiben: Christlich, treulich und brüderlich haben die Landsleute bei ihm ausgehalten und ihn gepflegt, daß ihm nichts mangelte, der eine hat Joachim in seine Kammer genommen, als er klagte, daß seine Kammer, in meinem Hause gegen Mittag gelegen, ihm zu heiß sei. Sie haben fleißig bei ihm gewacht, ihn immer besucht und ihm gern gedient. Zuletzt konnte er nichts mehr essen, da hat er sich nur mit Bier-suppen, aus des Herrn Philippi Bier gemacht, beholfen und allezeit gesagt, des Herrn Philippi Bier schmecke ihm vorzüglich. Konnt auch bald im ersten Ansetzen und Kosten merken bis an sein End, wenn man ihm ein ander Bier für des Herrn Philippi Bier geben wollt, daß es ein fremdes Bier und nicht des Philippi Bier wäre." Ich meine, ein rührender Zug! Melanchthon oder wer in seinem Hause das Bierbrauen besorgt hat, ist doch kein Bierbrauer vor anderen gewesen. Noch in dem sterbenden Studenten war die Liebe und Verehrung für den großen Lehrer so

stark, daß er nach einem Trunk aus seinem Hause dürstete und nur mit ihm sich laben wollte.

In seinem interessanten Buch „Der Leipziger Student“ gedenkt Bruchmüller einer Nachricht vom Jahre 1799: „Unter den Leipziger Studenten findet man nicht den Fleiß wie man ihn in Halle, Jena und Göttingen sieht. Doch dürften sie leicht fleißiger sein als die Wittenberger.“ Hier erhält also im Fleiß die Leucorea die niedrigste Note. Doch ob es so leicht möglich ist, den Fleiß der Studenten einzelner Universitäten gegen einander abzuschätzen? Und wenn das Urteil gilt für die letzten Jahre des 18. Jahrhunderts, sicher nicht für die früheren Zeiten. Da haben wir kein Recht, Wittenberg Halle und Leipzig nachzusetzen. Im Gegenteil. Das pietistische Halle hat wissenschaftlich das nicht geleistet, was das orthodoxe Wittenberg geleistet hat. Und Leipzig?

Im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts war führender Theologe hier an der Leucorea Gottlieb Wernsdorf. Er war auf seine Leipziger Kollegen nicht gut zu sprechen, der ganzen Universität an der Blöße abgeneigt, die sich vornehmer dünkte. Den Vorrang der „cathedra Lutheri“ vor der Nachbaruniversität suchte er zu wahren. Da bittet er seine Freunde im Dresdener Oberkonsistorium immer wieder, bei den Prüfungen Leipziger und Wittenberger Studenten doch zusammennehmen zu wollen, damit die Wittenberger doch ihr reicheres Wissen an den Tag legen könnten, der Ruhm der Leucorea um so heller erstrahle. Ein untrügliches Zeugnis für den Fleiß Wittenbergs.

Ohne Wittenberg ist unser Geistesleben nicht denkbar, nicht ohne die Geistesheroen, die hier gelehrt, nicht ohne die Hundertzwanzigtausend, die zu ihren Füßen geseßen. Wer heut fremd nach Wittenberg kommt, denkt wohl immer an seine großen Lehrer, aber kaum an den Bruder Studio, der dreihundert Jahre das Leben der Stadt bestimmt hat. Auch in der Bürgerschaft ist sein Bild stark verblaßt und zurückgetreten; möchte es mir gelungen sein, mit dem

wenigen, das ich geboten, es wieder aufzufrischen und lebendig zu machen.

Ich schließe mit dem alten Studentenwunsch:

„Floreat aeternum tua gloria Leucoris alma!“

„Blüh und gedeih! Gesegnet seist, Wittenberg, ewig!“

* * *

Ich gebe dem Vortrag eine Verordnung aus alter Zeit bei:

„Warnung vor vielfältigem schädlichen Borgen“.

Nachdem wir, Rektor, Magister und Doktoren der Universität, auch Bürgermeister und Rat zu Wittenberg täglich mehr in Erfahrung kommen, daß die Jugend, so von ihren Eltern anher der Studien halben abgefertigt, das Geld und die Kosten, so ihre Eltern auf sie wenden, vielfältiger Weise unnützlich, vergeblich und schädlich durchbringen, als wenn ihre Landsleute oder andere Geld bei solchen Gesellen vermerken, sie ihnen dasselbe abborgen, oder sie sehen, wie etliche andere Studiosi samtne Borden, Pluderhosen, Wamms und Mäntel mit Samt und Seide verbrämt, tragen, fast täglich Gesellschaft, Bechen und Gäste halten, saufen und spielen, wollen sie nicht geringer als andere sein und wird solch Geld von Stund an unnützlich vertan, dieweil sie niemandem von ihren Eltern befohlen und das Geld ihnen selbst anvertraut wird, welches, weil es zu erwerben ihnen nicht sauer worden, ihnen hinwieder leicht aus dem Beutel und durch die Hände geht. Da borgen sie denn bei den Krämern Samt und Seide zu allem Ueberfluß, borgen Bücher in den Buchläden, borgen Bier und Wein in den Kellern und Herbergen, dingen sich jetzt hie, danach dort in die Kost, geben kein Geld ihren Wirten. Da ist einer zehn, der andere zwanzig, der dritte dreißig Taler seinem Wirte schuldig, da sechs oder acht Gulden für die Wohnung, da dem Schneider zehn Taler für Pluderhosen und andere schändliche und überflüssige Kleidung.

Da ist dann, wenn dies eine Zeitlang gegangen, der Wirt dem Fleischer fünfzig, dem Bierbrauer dreißig, dort

vierzig, dort zwanzig Taler schuldig. Der Studiosus hat alles Geld, so ihm zuhause der Vater zu des Leibes Nothdurft mitgegeben, unnützlich verbracht, ist alles schuldig, kann keinem Wirt nichts zahlen. Schickt der Vater auf Ostern wieder 20 Taler, so ist er vierzig schuldig. Der Wirt, so ihn speiset und herberget, wird vom Fleischer, Fischer, Bierbrauer, Bäcker gemahnt; er kann nicht zahlen, diemeil ihm die Studenten nicht Glauben halten. Derhalben muß er in Gehorsam gehen, wird gestockt und geblockt, muß zu Betten Haus und Hof, Garten, Acker und Wiesen verpfänden, auch wohl verkaufen. Der Fleischer kann auch seine Ochsen, die er gekauft, nicht bezahlen, läuft davon, und werden also ihrer viele verderbt und zum Bettelstab getrieben. Die liederliche und unvorsichtige Jugend wird hie und dort, jezt vom Wirt, da vom Schneider, dort vom Krämer bei dem Rektor verklagt, soll zahlen, da ist kein Geld. Da soll denn der Bote auf Ostern oder auf den Leipziger Ostermarkt Geld bringen, kommt schwerlich auf den Michaelismarkt, so anders was kommt. Und da der Bote nun kommt, so bringt er dreißig, da der Studiosus sechzig schuldig. Da gehet denn die Klage wieder an. Klage hie, Klage dort. Hilf hie, Rektor, hilf dort! Da hat ein Rektor vor den Klagesachen weder Tag noch Nacht Ruhe, kann auch nicht helfen. Denn wer will für fremde Leute zahlen oder Bürge werden? Das Pfand, da die Schulden dreißig Taler sind, ist nicht mehr sechs Taler wert. Mancher hat nicht mehr, denn wie er stehet und gehet. Da wird nun der Student arretiert, mit dem Kummer verhaft, daß er nicht wegziehen darf, er bezahle denn, was er schuldig. Mancher läuft aus dem Kummer und bezahlet nimmermehr. Kommen derwegen viele Leute zu schaden. Will nun der Vater seinen Sohn zu Hause haben und ihn bei Ehren, Treuen und Glauben erhalten, muß er in den sauren Apfel beißen und darüber sich selbst, seinem Weibe und Kindern wehe tun. Welches denn die unbesonnene Jugend wenig betrachtet noch achtet. Diesem Unrat so viel als möglich zu beugen, haben wir hochnotwendig beiden, den Studiosis

selbst, ihren Eltern und Freundschaften, auch dieser Universität und Stadt nützlich geachtet:

Erstlich, ihre Eltern, Freunde und Herrschaft, so die ihren anhero zu studieren, abfertigen, hiermit zu ermahnen, daß sie ihre Kinder und Freunde gewissen Præceptoribus oder anderen ehrlichen Leuten, auf sie Achtung zu geben, befehlen, auch denselben das Geld zuschicken. Denn die Jugend, wenn sie das Geld selbst in den Händen hat, gibt es, wie oben gezeigt, zu unnötiger und überflüssiger Kleidung, Zechen und Spielen aus, und vertut es unnützlich.

Zum andern wollen wir auch diejenigen, so Tischgänger halten, gleicher Gestalt verwarnt haben, daß sie keinen an den Tisch nehmen und speisen, er habe denn zuvor seinem Wirt Zeugnis seiner Intitulation gewiesen und ihm auch etliche Wochen Kostgeld voraus gegeben oder ihm wöchentlich abzahle. Denn keiner wird von seiner Eltern, Freunden oder Herrschaft, so ihn verlegen, ohne Geld abgefertigt, und anhero geschickt, und er kann solch Geld nicht besser anlegen, denn so er etliches auf die Kost, bis ihm mehr geschickt, herausgebe, davon er seinen Lebensunterhalt haben mag. Und wenn die Zeit um ist und ihm Geld wiederum geschickt wird, soll er vor allen den Wirt, so ihn speiset und täglich für Brot, Bier, Fleisch, Fisch und anderes bar Geld haben muß, wiederum auf etliche Zeit, bis er mehr Geld gewärtig herausgeben. Auch den Stubenzins alle Quartal oder aufs längste alle halben Jahre den Wirten, bei denen sie wohnen, entrichten, welche nicht mit geringer Beschwerung, auch Feuersgefahr sie in ihren Häusern dulden.

Zum dritten erinnern, verwarnen und gebieten wir auch den Krämern, Buchhändlern, Wein- und Bierschänken, daß sie den Studiosis ohne Vorwissen ihrer Præceptoren nicht borgen und sonderlich, daß etwas übermäßiges über tägliche Notdurft und Kleidung oder sonsten bei ihnen gekauft wird. Denn wir Erfahrung haben, daß manche den Krämern für Samt und Seidengewand etliche zehn, etliche

zwanzig, etliche dreißig, ja vierzig, fünfzig und mehr Taler schuldig sein, da leichtlich der Krämer erachten kann, wenn die Studiosis gleichwohl vermögende Eltern haben, daß doch derselbigen Wille nicht ist, daß ihre Kinder sich also auf Borg mit Kleidung herausbrechen sollen, daß sie auch derenthalben nicht anher geschickt und ohne solche Pracht und Uebermaß in Kleidung wohl studieren können. Und da ihre Eltern sie also stattlich gekleidet haben wollen, können sie ihnen dieselben wohl von Hause anher schicken oder ihnen bar Geld dazu übersenden. Haben auch nicht mit geringer Bekümmernis befunden, daß die Stipendiaten, welche von den Almosen ihrer Herrschaft allhie unterhalten werden, für übermäßige und unnütze Kleidung und Zechen viel schuldig sind.

Derwegen ein jeder sich wohl vorsehen mag, was, wie viel, auch wem er borge. Denn da jemand über solche unsere treuliche Vermahnung den Studiosis ohne ihrer Präceptoren Vorwissen also zu übermäßiger Zehrung, Kleidung, Prassen und Zechen borgen wird, der mag selbst darauf bedacht sein, wie er bezahlt wird. Denn ihm dazu von uns keine Förderung oder Hilfe geschehen soll. Danach sich ein jeder zu richten und zu halten hat.

Wittenberg, den 16. August 1562.

Ihr Geld erhielten die Studenten in erster Zeit durch besondere Boten zugesandt oder durch Kaufleute übermittelt, später auch durch die Post. Ueber das unziemliche und aussäckelnde Benehmen der Briefträger klagt eine Beschwerde der Studenten vom Jahre 1784: Wenn der Briefträger den Studiosis ihre Wechsel von der Post bringen, weiß er sie zu einem ganz exorbitanten Trinkgelde außer dem ordentlichen Postgelde und Porto zu bewegen und zu nötigen. Studiosi sind voller Freuden, wenn Geld an sie kommt. Von dieser erfreulichen Verwirrung profitirt der Briefträger daß er zum Trinkgelde für sich von einem Studenten, so auch nur vier oder sechs Taler erhält, wenigstens sechs bis acht Groschen, und wenn der Wechsel ansehnlich, ein.

zwei und mehr Gulden und also weit mehr als das Postamt selbst erhält, erpreßt, und wann Studiosi nicht wollen, ihnen mit allerhand groben und unanständigen Worten, z. B.: „Der Herr wird noch ein Fuchs sein und hiesige Weise noch nicht kennen, nicht wissen, was mir gebühret,“ begegnet. Die Studiosi denken, es muß sein, und wissen nicht, bei wem sie darüber klagen und Hilfe finden sollen. Sie meinen auch, wenn sie die Briefträger erzürnen, so müssen sie etliche Tage noch nach ihrem Gelde laufen, auch denken sie, der Briefträger werde nicht davon reden, daß sie Geld bekommen, damit es Leute, denen sie etwas schuldig, nicht erfahren. Allein auch diesem steckt ers nichtsdestoweniger, sofort und bekommt dafür gleichfalls ein Trinkgeld.
